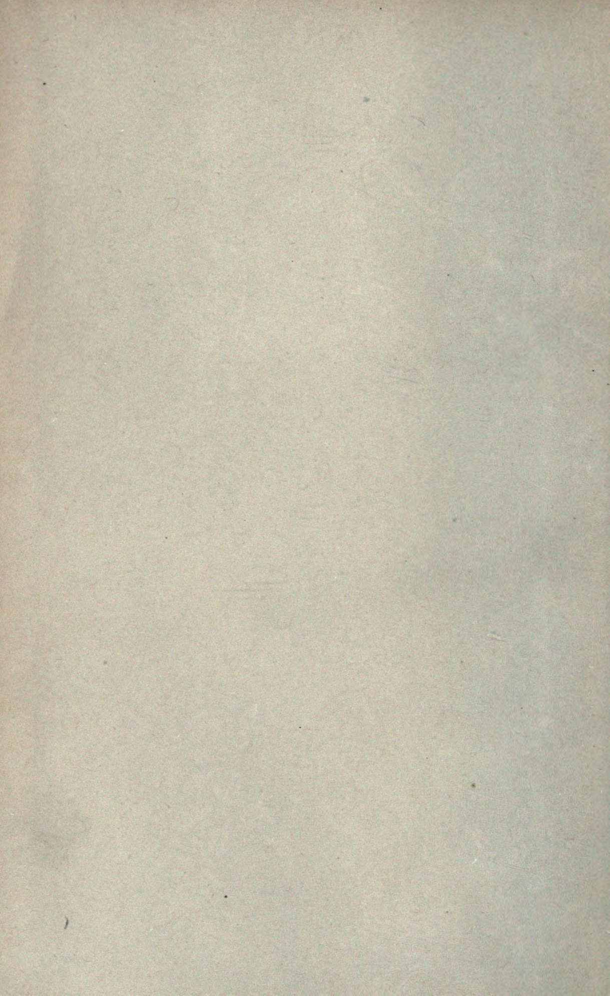
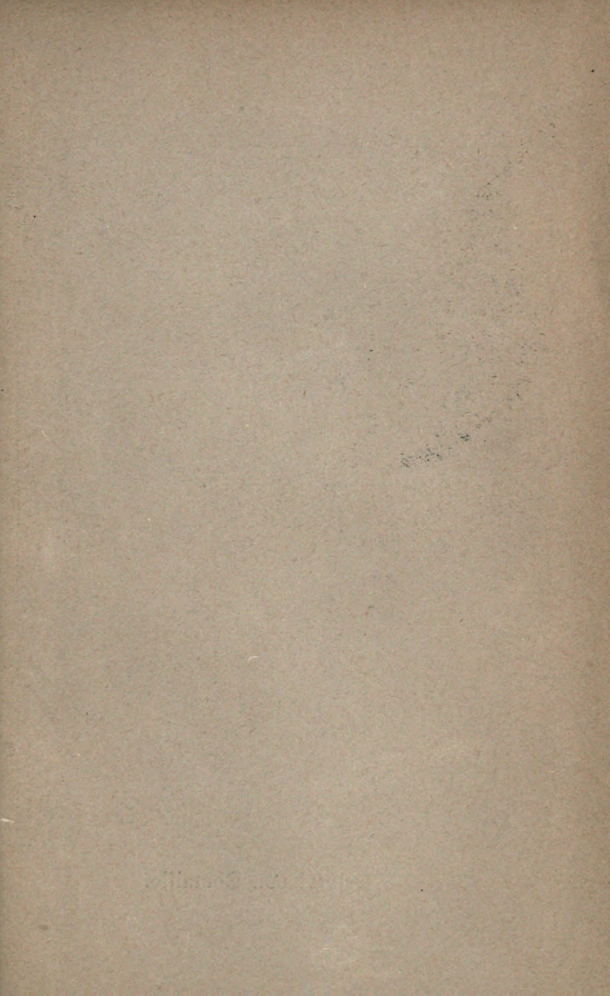
Geiger

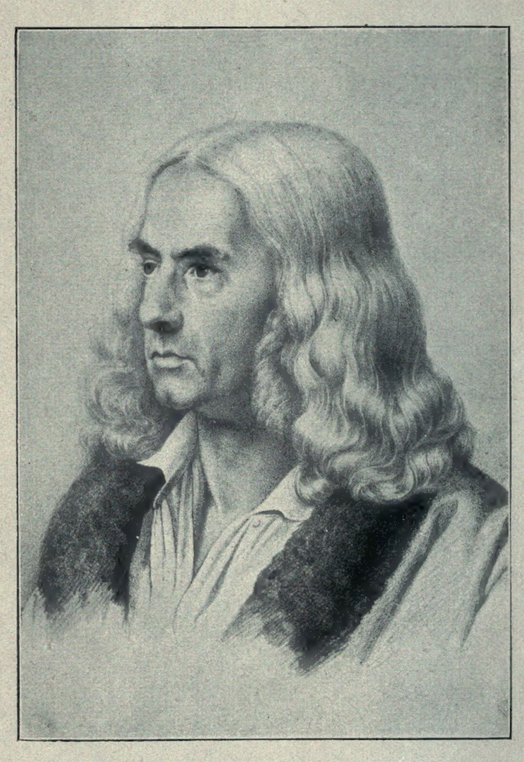
Adelbert von Chamisso











Adelbert von Chamisso.

Dichter-Biographien.

Vierzehnter Band:

Adelbert von Chamisso.

Von

Ludwig Geiger.

Mit Chamissos Bildnis.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



Adelbert von Chamisso

von

Ludwig Geiger.

Adelbert von Chamisso.

1. Knaben- und Jünglingszeit 1781—1805.

Manches deutschen Schriftstellers Wiege stand im Ausland, dem Blute andrer war manch fremder Blutstropfen beigemischt; keiner indessen ist so völlig ausländischen Ursprungs gewesen wie Chamisso und doch so durchaus deutsch geworden wie er. Weder in seinen Versen noch in seiner zum Druck bestimmten Prosa spürt man Undeutsches; nur seine Briefe, die der früheren Zeit erheblich mehr als die der späteren, verraten durch Satzgefüge, Formen und einzelne Wendungen den Ausländer. Manches in seinen Werken hat man seinem französischen Ursprung zugeschrieben: die Lebhaftigkeit, die Beherrschung der metrischen Form, den Naturalismus; aber manche echt deutsche Eigenschaften treten daneben hervor: Humor und Gemüt.

Am 27. Januar 1781 wurde auf Schloß Boncourt in der Champagne Louis Charles Adelaide de Chamisso geboren. Die Familie Chamisso erscheint schon seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts, mehrere Mitglieder zeichneten sich als Beamte und Krieger aus; verwandschaftlich waren sie mit mächtigen Familien verbunden. Der Vater Louis Marie war Offizier, die Mutter Marie Anne eine tüchtige Hausfrau und liebevolle Mutter; drei ältere Brüder, Hippolyte, Prudens und Charles, eine nur um ein Jahr ältere Schwester und ein jüngerer Bruder Eugen vervollständigten den häuslichen Kreis.

Das Schloß Boncourt, auf dem die Familie lebte, wurde in der Revolutionszeit zerstört, aber da wo es stand, bei

Vieildampierre an der Aube, in einem Seitentale, unweit des Argonnerwaldes, hat sich die dankbare Erinnerung an die ehemaligen Besitzer noch jetzt erhalten. Noch steht das Kirchlein, das des Dichters Vater 1781 der Jungfrau Maria weihte, in ihr ist ein Grabstein erhalten, der zwei 1719 gestorbene Ahnen deckt; dort hatten 1870 die Dorfbewohner ihre Habe verborgen, von der nichts angerührt wurde, da ein Enkel des Dichters das einziehende deutsche Regiment befehligte. Ein Besucher der Stätte (1893) gibt von ihrem Zustand folgendes Bild: „Ein tiefer, mit Brombeerranken, wilder weißblühender Klematis und Schilfgras dicht verwachsener Graben umschließt das erhöhte Terrain der einst befestigten Burg. Wir gehen über den Lattensteg, der wohl die früher an der Stelle gelegene Zugbrücke vertritt . . . Keine Ruine, kein Stein will uns an den Burghof erinnern; die Sphinx am Brunnen, der Feigenbaum, (von denen Chamisso ebenso wie von der Burgkapelle mit des Ahnherrn Grab in dem schönen Liede ‚Das Schloß Boncourt‘ 1827 sprach), sind verschwunden. Vor uns liegt ein ungepflügtes Stück Acker, von einigen Obstbäumen eingefaßt, deren reiche Früchte niemand zu ernten gekommen ist, so daß sie den Boden im Kreise bedecken. Rings von dem Hügel, der genau die Form des mittelalterlichen Festungswalles bewahrt hat, reicht die Aussicht weit ins Land.“

Chamissos Kinderzeit war nicht sehr glücklich, seine Erzieherin, die schon bei seiner Mutter in derselben Stellung gewesen war, Fräulein Campieu, unwissend, streng, abergläubisch, war ihm verhaßt; er war zart und nachdenklich, wurde wegen seiner Liebe zur Einsamkeit von den Spielkameraden gehöhnt, gewann aber durch Fleiß und Gehorsam das Lob der Mutter. Ein regelmäßiger fördernder Unterricht wurde ihm nicht zuteil, doch regte sich schon früh in ihm der naturwissenschaftliche Trieb, der Hang zu sammeln und zu beobachten.

Im Jahre 1790, als die Revolutionsstürme das Verbleiben im väterlichen Schlosse unmöglich machten, flüchtete die Familie, zunächst die Mutter mit den jüngeren Kindern,

vermutlich nach Lüttich, wo sie Güter besaß, oder nach Aachen, der großen Emigrantenherberge; seit 1792 hatten sich der Vater und die älteren Brüder, die bis dahin im königlichen Heere gedient hatten, angeschlossen; auch Prudens, der Geistlicher geworden war, stieß zu ihnen. Der von dem letztern entworfene Plan, die ganze Familie solle nach Amerika ziehen, wurde verworfen; die des Vaterlandes Beraubten suchten sich in Deutschland einen Wohnort, sehnsüchtig ausblickend nach der Heimat, ob sie nicht die treuen Kinder zurückrufe. Brabant und Flandern wurden durchwandert, Teile des deutschen Reiches, Düsseldorf, Würzburg und Bayreuth; Mangel und Sorge wurden der Flüchtigen Los, ihr Schicksal war gewiß nicht beneidenswert, wenn auch das sehr trübe Bild, das Chamisso in einer 1796 gehaltenen Rede „sie seien von Stadt zu Stadt geirrt, ohne Verwandte, ohne Vaterland, fast ohne Hoffnung, die letzte Stütze der Unglücklichen" etwas grau in grau gemalt ist, um das Leben in Preußen als desto strahlender hervorleuchten zu lassen. Wenn Adelbert in der angeführten Rede sagt, daß er manchmal das Glück gehabt habe, den Urhebern seiner Tage nützlich zu sein, so kann man dies so deuten, daß er namentlich in Würzburg, wo er sich mit dem später berühmt gewordenen Maler Martin Wagner befreundete, gleich seinen älteren Brüdern der Malerei oblag und durch Porträts, die er anfertigte, den Lebensunterhalt bestreiten half. In den folgenden Jahren war ihm das Porträtieren seiner Freunde und seiner Geliebten eine gern geübte Beschäftigung, und die Briefe seiner Berliner Frühzeit sind voll von Mitteilungen über solche Bilderchen; einzelne Proben seiner kunstfertigen Hand haben sich im Varnhagenschen Nachlasse erhalten.

Schon in jene Zeit der Wanderung 1793—94 gehören die ersten freilich nicht bekannten poetischen Versuche: kleine französische Gedichte, Logogryphen und Rätsel, die er als „Spiele der Phantasie, von einer noch unreifen Kraft geleitet," charakterisiert.

Es war ein durch das Leben herumgeworfener, frühreifer, aber mangelhaft gebildeter, des Deutschen einigermaßen kundiger Knabe, der 1796 in Berlin erschien, wohin ihm seine drei älteren Brüder, zwei als Maler, einer, Prudens, als Erzieher vorangegangen waren. Der letztere, der übrigens nicht viel später beim Baden ertrank, verschaffte Adelbert, dem eine Stelle als Maler in der königl. Porzellanmanufaktur in Aussicht gestellt worden war, das Amt eines Pagen bei der Königin, der Gemahlin Friedrich Wilhelm II. (Mai 1796). Wenige Wochen später machten auch die Eltern von der ihnen gewährten Erlaubnis Gebrauch, ihren Wohnsitz in Berlin aufzuschlagen, so daß für kurze Zeit die ganze Familie an einem Orte vereinigt war.

Durch Fürsorge der Königin erhielt er regelmäßigen Unterricht und durfte auch die Kurse der Rhetorik und Philosophie am französischen Gymnasium besuchen. Dort zeichnete er sich aus und erlangte manche Förderung durch den Prof. Erman, dem, wie seinem Sohne Paul, dem späteren Physiker, er lange Jahre freundschaftlich verbunden blieb. Am 31. März 1798 wurde er auf Grund eines militärwissenschaftlichen Aufsatzes Fähnrich im Götzischen Regiment, in demselben am 29. Januar 1801 Leutnant. Kurz vorher waren seine Eltern mit der Schwester nach Frankreich zurückgekehrt, die beiden älteren Brüder weilten in Petersburg, um bald jenen nach dem Vaterlande zu folgen. Aus den französisch geschriebenen Briefen an diese, später auch an die Eltern und die Schwester kann man sich ein Bild seines äußern Treibens und seiner innern Entwicklung gestalten.

Sein Leben war damals sehr einfach, fast ärmlich: fünfzehn Taler berechnet er als monatlichen Verbrauch, wovon acht auf Essen und Trinken, zweieinhalb auf die Wohnung kamen; so klagte er einmal, daß er keinen Mantel, keine Hemden und nur ein Paar und zwar zerrissene Schuhe hätte. Seine Lektüre war vielseitig, Goethe und Schiller nahmen in ihr eine Hauptstelle ein, Kant studierte er, auch französisch las

er viel. Für sich übersetzte er zur Übung deutsche Stücke ins Französische, wagte sich aber nicht an das Übertragen und die Veröffentlichung klassischer Werke. Er bewunderte den Geist Voltaires, aber nicht seinen Charakter und glaubte jenen ebenso- wenig für die deutsche Literatur geeignet, wie Schillers Ge- mütstiefe und seine edlen Seiten für die französische. Seinen Bruder Hippolyte betrachtet er als eine Art Beichtvater, seine Schwester Louise als Vertraute, der er seine Ballfreuden und -Leiden, seine Zukunftshoffnungen enthüllt. Schon als 19 jähriger versetzt er sich gern in Gedanken in eine durch eine Frau verschönte, durch Kinder beglückte Häuslichkeit. Er ist in dem Sinne Deutscher geworden, daß er sich über das „barbarische Deutsch“ seiner Schwester lustig macht, aber er empfindet Heimweh nach seinem Geburtslande; den neuen Heimatsgenossen spricht er zwar den feinen Geschmack in der Kochkunst ab, möchte aber auf französischem Boden Rindfleisch mit Pfefferkuchen, Suppe mit Speck und Mandeln wiederfinden.

Als die Eltern nach Frankreich zurückgingen, wäre er am liebsten mitgezogen; nicht bloß aus Familienliebe erwartete er das Wort: „Komm,“ sondern aus Abneigung gegen fremde Dienste und aus tiefgewurzelter Neigung zu seinem Vater- lande. Denn dies Vaterland blieb einstweilen Frankreich; der preußische Offizier war noch nicht völlig zum Deutschen ge- worden. Diese in Anbetracht des kurzen Verweilens in Deutsch- land natürliche Zurückhaltung wurde bestärkt durch Unlust am zeitraubenden Gamaschendienst, durch Unbehagen an seiner militärischen Umgebung, den äußerlichen, verweichlichten hoch- mütigen Kameraden, die den Ausländer nicht für voll gelten ließen.

Dieses Garnisonleben verfolgte ihn in seinen Träumen. Auf der Reise von Unulaschka nach Kalifornien trat es ihm später lebhaft in Erinnerung. Die Stelle der Reisebeschreibung, wo er davon berichtet, ist so charakteristisch, daß sie hier folgen mag: „Ich träumte von dem Regimente, bei welchem ich ge- standen, von dem Gamaschendienst; der Wirbel schlug, ich kam

herbeigelaufen, und zwischen mich und meine Kompanie stellte sich mein alter Obrist und schrie: ‚Aber Herr Leutnant, in drei Teufels Namen!‘ — O dieser Obrist! Er hat mich, ein schreckender Popanz, durch die Meere aller fünf Weltteile, wann ich meine Kompanie nicht finden konnte, wann ich ohne Degen auf Parade kam, wann — was weiß ich, unabläſſig verfolgt; und immer der fürchterliche Ruf: ‚Aber Herr Leutnant; aber Herr Leutnant!‘ — Dieser mein Obrist war im Grunde genommen ein ehrlicher Degenknopf und ein guter Mann; nur glaubte er, als ein echter Zögling der ablaufenden Zeit, daß Grobsein notwendig zur Sache gehöre. Nachdem ich von der Reise zurückgekehrt, wollte ich den Mann wieder sehen, der solange die Ruhe meiner Nächte gestört. Ich suchte ihn auf: ich fand einen achtzigjährigen, stockblinden Mann, fast riesigen Wuchses, viel größer als das Bild, das ich von ihm hatte, der in dem Hause eines ehemaligen Unteroffiziers seiner Kompanie ein Stübchen unten auf dem Hofe bewohnte und von einigen kleinen Gnadengehalten lebte, da er im unglücklichen Kriege, mehr aus Beschränktheit als aus Schuld, allen Anspruch auf eine Pension verwirkt hatte. — Fast verwundert, von einem Offizier des Regiments, bei dem er nicht beliebt war, aufgesucht zu werden, und nicht Maß zu halten wissend, war er gegen mich von einer übertriebenen Höflichkeit, die mir in der Seele wehe tat. Wie er mir die Hand reichte, befühlte er mit zwei Fingern das Tuch meines Kleides, und was in diesem Griffe lag — ich weiß es nicht, aber ich werde ihn nie vergessen. — Ich schickte ihm etliche Flaschen Wein als ein freundliches Geschenk, und als er, ich glaube im folgenden Jahre, verschied, fand es sich, daß er mich zu seinem Leichenbegängnis einzuladen verordnet hatte. Ich folgte ihm allein mit einem alten Major des Regiments und seinem Unteroffizier; — und Friede sei seiner Asche!“

Chamissos Sehnsucht nach der Heimat und den Seinen wurde bei einer traurigen Veranlassung befriedigt. Er mußte nämlich im August 1802 seinen jüngern schwererkrankten

Bruder Eugen nach Plany in der Champagne begleiten, wo die Eltern sich damals aufhielten. Aus einem kurzen Besuch wurde ein längerer Aufenthalt. Die Gründe zur Ausdehnung dieses Verweilens lagen im Tod des Bruders und in dem für den kränkelnden Vater unternommenen Versuch, wieder in den Besitz der entrissenen Familiengüter zu gelangen.

Als er wieder nach Preußen zurückkam, merkte er, der schon in Frankreich etwas wie Heimatsehnsucht spürte, daß sich in ihm ein Umschwung vorbereitete; er fing an ein Deutscher zu werden.

Zu dieser Umwandlung wirkten drei Umstände mit: der Einsame fand gleichgestimmte Freunde; der Halbstumme, dem die französische Sprache fast entschwunden und die deutsche noch nicht recht geläufig gewesen war, wurde ein deutscher Dichter; der mannbar Gewordene fand in einem angenehmen geselligen Kreise Frauen, denen er zarte Neigung widmete oder mit heftigem Verlangen entgegentrat.

Unter den Freunden ist ein Halbfranzose an erster Stelle zu nennen, weil er, Offizier wie Chamisso, sein getreuer Kamerad und, gleich ihm eifrig bestrebt, sich deutsche Kultur anzueignen, den Rennlustigen spornte, statt ihm Zügel anzulegen.

Das war Louis de la Foye. Gleichalterig mit Chamisso (gestorben erst im höheren Alter 1853) war er gleich Chamisso preußischer Offizier, ging jedoch früher als jener zunächst mit Urlaub nach Frankreich zurück, von wo aus er seinen Abschied nachsuchte und bekam. Er begann zu studieren, wurde aber dann, nachdem er eine Zeitlang Kriegskommissar der französischen Armee in Deutschland, Hauslehrer in Polen, zuletzt von Chamisso, freilich vergeblich, nach Hamburg empfohlen worden war, Professor an der Universität zu Caen. Dort verheiratete er sich und lebte lange glücklich in seiner Häuslichkeit und in seinem Berufe. Er empfing mehrmals seines Freundes Besuche und stand mit ihm in dauernder Korrespondenz. Während seiner Jugend versuchte er sich in deutschen

Gedichten, sein ganzes Leben hindurch hielt er an der deutschen Sprache fest, empfing und schrieb Briefe in deutscher Sprache.

De la Foye stand Chamissos Herzen am nächsten; mochte er an ihn schreiben oder über ihn berichten, überall äußerte sich die Sehnsucht nach einem gleichgesinnten Menschen, das Entzücken über den wirklichen Seelenfreund. Die andern hauptsächlichen Verbündeten waren Karl August Varnhagen (1785 bis 1858) und Wilhelm Neumann (1781—1838). Jener, der später so bekannte Memoirenschreiber und Diplomat, Politiker und Historiker, unbedeutend als Dichter und unzuverlässig als Charakter, dieser ein geistvoller Kritiker und ein glücklicher Lyriker, dessen Poesien nicht die Vergessenheit verdienen, in die sie geraten sind. Aber so herzlich Chamisso mit ihnen verkehrte, so willkommen er ihre Besuche hieß, so freundschaftlich er sich in den an sie gerichteten Briefen äußerte, so sah er doch ihre Fehler und verhehlte sie seinem de la Foye nicht: Neumanns Faulheit, Varnhagens Eitelkeit, Empfindlichkeit, Neugierde und Renommisterei.

Noch früher als mit den Genannten hatte sich Chamisso an Franz Theremin (1780—1846) angeschlossen, dessen Familie gleichfalls aus Frankreich stammte. Er, der später als Kanzelredner und religiöser Dichter nicht geringen Ruhm erwarb, war der erste, in dessen Umgang Chamisso merkte, daß sich ihm eine neue Bahn eröffnete, zugleich der, der sich am frühesten von dem Kreise der Engverbundenen trennte.

Weit aussehende Pläne wurden von den Genossen gefaßt. Vor allem galt es, die Lücken der Bildung auszufüllen: griechisch wurde gründlichst studiert. Mehrere lernten oder wollten von Julius Klaproth, dem namhaften Orientalisten, persisch und chinesisch lernen, um mit ihm eine Weltreise zu unternehmen, standen aber sehr bald von dem Plane ab, teils weil die Mittel ihnen mangelten, teils weil die Schwierigkeiten sie erschreckten.

Schon bevor Chamisso mit den Genossen fest geeint war, war er entschlossen, Dichter zu werden. Auch hier zeigte sich freilich die merkwürdige Zweiheit seines Wesens, die noch oft

hervorzuheben ist. Zwar wurde französisch nicht die Sprache seiner Muse. Aber sein erstes größeres Dichtwerk war eine Nachbildung eines französischen Dramas: „Der Graf von Comminges“ und in einem seiner frühesten Gedichte, der Elegie „Lied von der Erinnerung“ finden sich die klagenden Verse:

Trauer umwölket den Blick; fern, fern von des Vaterlandes
Schöner, besonneter Flur klagt der Verbannte das Leid.
Trauer umwölket den Blick; ach, nicht in der Sprache der Väter
Hebt er der Wehmut Gesang fern von den Lieben und fremd.

Und wiederum, ohne daß ein Übergang ersichtlich ist, wandte er sich in der zweiten größeren Arbeit dem deutschesten Stoffe zu, dem Faust. — Es ist der einzige Jugendversuch, dem der Dichter später Aufnahme in seine Werke gewährte; er ist, wenn auch von Vollkommenheit weit entfernt, dadurch bemerkenswert, daß er noch vor dem Erscheinen des ersten Teiles des Goetheschen Werkes gedichtet und veröffentlicht wurde.

Faust — das ist der Inhalt der Szene — erscheint als ein Strebender, nach innerer Befreiung Ringender, die Stillung seines Wissensdurstes Verlangender, der den guten Geist, den Warner, die Tugend und Beschränkung Lehrenden zurückweist und, nachdem der Stab des Gerichts zerbrochen worden, sich dem bösen Geist zuwendet. Dieser, welcher gierig sein Opfer umkreist und ihm schmeichelt, solange er seiner nicht völlig sicher ist, stellt ihm irdische Schätze in Aussicht und verheißt ihm die Befriedigung jedes Strebens, ruft ihm aber, kaum daß er ihn als Beute in seinen Klauen hält, hohnlachend zu, daß der Zweifel des menschlichen Wesens Grenze sei und treibt den Armen, Getäuschten, nun doppelt Unglücklichen, doppelt, weil er seine Unschuld verloren und doch keine Erkenntnis gewonnen hat, in den selbstbereiteten Tod.

Der sehr merkwürdige dichterische Versuch, der abhängig ist von dem Volksbuch und zugleich Anklänge an die Goethesche Dichtung zeigt, unterscheidet sich von letzterer hauptsächlich durch Fausts Selbstmord, der auch in manchen andern Faust-

dichtungen das Ende des Adepten ausmacht, der Gewissensbisse über sein Bündnis mit dem Teufel empfindet. Zugleich ist sie aber ein Niederschlag der vielseitigen Lektüre des Dichters, die sowohl die philosophische Prosaliteratur jener Zeit umfaßte, als Schillers philosophische Gedichte, z. B. „Das verschleierte Bild zu Sais“. Für die dichterische Behandlung, die namentlich in den lyrischen Partien sehr gelungen ist, waren Schiller und Goethe Muster.

Diese Faustdichtung wurde in den „Musenalmanach auf das Jahr 1804“ aufgenommen, der von Chamisso und Varnhagen herausgegeben, meist durch Berliner Freunde bereichert wurde: Koreff, Uthmann, L. Robert, Fouqué, J. E. Hitzig. Nur einer von diesen Mitarbeitern trat damals unserm Dichter wirklich nahe, J. E. Hitzig, der sich als Kriminalist und Biograph einen Namen machte. Er entstammte einer jüdischen Familie Itzig, in der, wie in der nahestehenden Ephraimschen, Chamisso viel verkehrte, und verdient unter den Berliner Jugendgenossen als eifriger Föderer und treuer Ratgeber einen Ehrenplatz, trotz der Schmähungen A. von Sternbergs und Varnhagens, die ihm Eitelkeit und Scheinwesen vorwarfen, der letztere auch Herrschsucht und das Gelüste, sich allein in das Vertrauen des Harmlosen und Unbeholfenen zu drängen.

Der Almanach — der „Grüne“ oder „Grünling“, wie er wegen seines Umschlags in den Briefen der Freunde genannt wird — erheischte materielle Opfer unsres Dichters, eine Redaktionstätigkeit, in der er sich nicht ganz bewährte, teils wegen seiner gutmütigen Nachsicht, teils wegen seiner Unerfahrenheit und Ungewandtheit in metrischer Behandlung, vielfache Korrespondenz mit säumigen Mitarbeitern und widerhaarigen Verlegern. Der großen Mühe entsprach der Erfolg nicht. Der buchhändlerische Ertrag war minimal: die Freunde mußten sich selbst gestehn, daß sie „unendlich unbekannt“ blieben, und das Lob der Kritiker fiel spärlich aus; mannigfach dagegen der Tadel: von Merkel, dem Herausgeber des „Freimütigen“, von den Rezensenten der Jenaer, Hallischen Literaturzeitung

und der neuen Berliner Monatsschrift. Gegen solche Angriffe — „Blitzmordrezensionen", wie Chamisso die eine nannte — half es nichts, wenn auf des letztern Vorschlag die jungen Dichter ein Spottsonett der einen Rezension in den Almanach als eingesandt aufnahmen und, freilich ohne unsres Dichters Beteiligung, spöttische Zeugnisse sammelten, die sich auf Merkel bezogen oder gegen ihn gebraucht werden konnten. Es half um so weniger, als die Führer der Romantik für ihre Nachahmer nicht eintraten und auch Goethe, zwar nicht öffentlich, aber in einem größern Privatkreise sich recht spöttisch über die Sammlung der Freunde ausließ.

Der einzige, der die Reklame ein bißchen verstand, Varnhagen, trat für die Genossen, besonders für Chamisso ein; nur schade, daß das Organ, in dem er schrieb, die „Nordischen Miszellen" über Hamburg, wo sie erschienen, nicht viel herauskamen. Nachdem er Gottlieb Hiller, einen Köthener Naturdichter, dem Chamisso aus Gutmütigkeit im ersten Jahrgang ein Plätzchen eingeräumt hatte, getadelt, fuhr er mit folgenden Worten fort, die schon deshalb, weil sie das erste öffentliche Lob unsres Dichters und bisher gänzlich unbekannt waren, eine Anführung verdienen: „Eine andre Erscheinung scheint schon eher ein wirklicher Stern zu sein, der nähere Beachtung verdient, ich meine den Leutnant von Chamisso, der mit einigen andern jungen Dichtern den Musenalmanach herausgegeben hat, der sich vorteilhaft auszeichnet und schon des Franken wegen merkwürdig ist. Chamisso zeigt sich in seinen Gedichten als Deutscher, und niemand würde sie für die Ergießungen eines Franzosen halten. Jedermann, der die Entfernung der deutschen und der französischen Sprache kennt und der weiß, wie der Charakter einer Nation so schwer abzulegen ist, versteht, was das sagen will. Aber Chamisso verspricht schon in seinen ersten Versuchen, daß sich einst ein lebendiger Born in ihm eröffnen werde, der nie versiegend emporsprudelt, woran es ihm jetzt noch zu fehlen scheint."

So richtig in diesem lauttönenden Triumphgeschrei auch

die Vorherſehung war, ſo zahm war der Tadel. Unſres Dichters Produktionen ſind einſtweilen recht ſchwach. Er überſetzte aus dem Franzöſiſchen, Engliſchen, ahmte das Lateiniſche und Griechiſche nach, verſuchte ſich in Sonetten, verherrlichte Liebe und Freundſchaft, huldigte Goethe und Schiller. Der Natur ſtand er damals fremd gegenüber, freilich mochte ihn die Berliner Gegend nicht ſehr zur Verherrlichung reizen; ſeine wenigen religiöſen Gedichte bekunden eine Lobpreiſung der natürlichen Religion, ſeltener eine Verklärung der chriſtlichen Dogmen und niemals die mittelalterlich-katholiſierende Neigung und Sehnſucht der Romantiker. Wenn man die Fauſtſzene ausnimmt, tritt Chamiſſo in dieſen Almanachgedichten, die ſpäter durchaus keine Gnade vor ſeinen Augen fanden, nur als Lyriker auf, zeigt alſo von der ſpätern Begabung im Fach der Balladen und Romanzen noch keine Spur; er bleibt ſtets ernſt und verrät nirgends den glücklichen Humor, der ſpäter ſo reichlich von ihm geboten wurde und der ihm ſo gut ſteht.

Von den dichtenden Freunden ſchloſſen ſich die perſönlich enger Verbundenen Chamiſſo, Koreff, Varnhagen, Neumann, Hitzig, de la Foye zu einem Bunde zuſammen, der auch in die Ferne wirken ſollte: Koreff und de la Foye gingen nach Frankreich, Varnhagen und Neumann nach Hamburg. Von dem Bunde gab einer der Beteiligten folgende Beſchreibung: „Wir wählten den Polarſtern zu unſerm Sinnbilde, und es wurden Kugelringe angefertigt, die mit dem Stern die griechiſche Bezeichnung: *τὸ τοῦ πόλου ἄστρον* enthielten. Ein Geheimnisbild von Auguſt Wilhelm Schlegel,*) welches dieſer aus Franz Baaders pythagoräiſchem Quadrat**) entlehnt hatte und worin Religion, Sittlichkeit, Poeſie und Wiſſenſchaft mit den vier Himmelsgegenden verknüpft werden, die Wiſſenſchaft aber dem Norden entſprechen ſoll, hatte uns den Nordſtern wählen laſſen, als welcher auch die andern Richtungen zu beſtimmen helfe."

*) in deſſen Berliner Vorleſungen.

**) einer 1798 erſchienenen Schrift.

Es war kein Geheimbund mit Ordenszeichen und Emblemen; doch riefen sich die Verbundenen gern mit diesen fremdartigen Lauten an und brauchten die Zeichen τ. τ. π, α. als Unterschriften ihrer Briefe. Sie sollten von einer geistigen, aber auch sittlichen Verbindung Zeugnis ablegen: aus den erst neuerdings veröffentlichten Briefen Chamissos an de la Foye erkennt man, wie jeder es als seine Pflicht erachtete, für den andern einzustehen, ihn moralisch zu kräftigen.

Den Zwanzigjährigen schändet es nicht, wenn Frauen in seinem Leben eine Rolle zu spielen beginnen. Wie hätte Chamisso der große Herzenskündiger werden können, der die Stimmung des Weibes so tief und wahr analysierte, leidenschaftliches Erglühen, treues Zusammenleben von Mann und Weib verklärte, wenn er nicht sein eigen Herz erprobt und Erfahrungen gewonnen hätte. Solchen Stimmungen und Erlebnissen nachzugehen ist Pflicht des Biographen, und eine solche Aufhellung zu tadeln ist philiströs und sentimental.

Wie so oft aber bei Chamisso im Leben und Dichten eine seltsame Zweiheit sich zeigt, ein Schwanken, das höchstens eine gewisse Schwäche, nicht aber Charakterlosigkeit bekundet, so wandte sich der Dichter, der 1800 geschrieben hatte: „Ferner könnt' ich wohl noch zusetzen, daß ich den deutschen Mädchen sehr gut, recht sehr gut bin und sie weit euren Schwerenotsfranzösinnen vorziehe. Deutsche Weiber, deutsche ehrliche Weiber, wie es denn noch gibt, schätze ich höher als alle jene Zierpuppen" — er wandte sich jetzt in ernstlicher Neigung einer Landsmännin zu.

Das war Ceres Duvernay. Sie scheint eine geborene Barrois aus Paris gewesen zu sein, verheiratete sich jung und war früh verwitwet. Um sich und ihrem kleinen Knaben den Lebensunterhalt zu verschaffen, war sie genötigt in Berlin, wohin sie, die Pariserin, durch unaufgeklärte Zufälligkeiten verschlagen worden war, eine Gouvernantenstelle anzunehmen. Sie fand sie im Ephraimschen Hause, in dem auch Chamisso verkehrte; ein Sohn oder Verwandter: Hermann Ephraim

(später Herrmann Eberty) gehörte zu seinen Jugendgenossen, ein befähigter Mensch, der sich in dem angeregten Kreise der Kameraden wohlfühlte, es ihnen gleichtun wollte, aber schließlich Geschäftsmann blieb.

Ceres war schön und gebildet, bestimmt und gewillt, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen. Gerade der Gegensatz mochte den linkischen Offizier reizen; er verliebte sich leidenschaftlich in sie und gestand ihr seine Neigung in französischen Versen. Auch deutsche Gedichte entstanden zu ihrem Preise, zum Ausdruck seiner Sehnsucht und Verzweiflung, obgleich nicht die Liebe allein es war, die ihn zum deutschen Dichter machte.

Sie war seiner Liebe nicht wert. Sie machte ihn halb toll mit ihren Ausflüchten, mit ihrem halben Zurückweichen und ihren Viertelversprechungen, die von dem Betörten als volle Verheißungen angesehen wurden. Halb reizte sie ihn mit dem Hinweis auf einen Amerikaner, der gar nicht, wie Chamisso ursprünglich meinte, ein alter Mann, sondern ein Dreißigjähriger war, dessen Ankunft sie immer für die nächste Woche in Aussicht stellte; halb köderte sie ihn mit dem Versprechen, sich ihm ganz hinzugeben, um dann dem Amerikaner die Unmöglichkeit vorzustellen, die Seine zu werden; bald lullte sie ihn in Sicherheit ein, indem sie mit tragischem Pathos von Selbstmord sprach, ehe sie sich mit dem andern verbände. Sie nahm des Freundes Porträt an, wies aber jedes kostbare Geschenk zurück, gab ihm Bänder von ihren Haaren, verweigerte ihm jedoch den Kranz, den sie allen reichte, küßte ihn heimlich und machte in öffentlichen Kreisen Anspielungen auf Liebesplätzchen, die nur ihm verständlich waren; nannte ihn heute Freund, morgen Bruder, übermorgen mein Herr und erhob das Schmollen vom Handwerk zur Kunst, indem sie Anfälle von Eifersucht hatte, von deren Ungrund sie selbst am meisten überzeugt war. Sie wußte ihn in Berlin an ihre Schürze zu fesseln, tat so, als wenn sie in Königsberg, wohin sie zu kurzer Rast gezogen war, ihn nicht entbehren könnte und brachte es fertig, nach Paris zu reisen, ohne ihm ihren wahren Namen zu nennen, sie

letzte durch, daß die Briefe, die sie verlangte, poste restante geschrieben wurden, und doch gab sie ihm einen Ring, den er als Pfand ewiger Treue anzusehen geneigt war. Sie verlangte Briefe von ihm, obwohl sie sich noch immer an einen andern gebunden glaubte und von dem Plane seiner Eltern wußte, ihn in Frankreich mit einer andern zu verheiraten, und spielte in ihren Briefen das gewagte und bei einem weniger naiven Liebhaber als Chamisso sehr gefährliche Spiel fort, das sie beim persönlichen Verkehr in Berlin so meisterhaft getrieben und gewonnen hatte.

So sehr man auch Ceres Duvernay tadeln, ja verdammen muß, so ist auch Chamisso nicht unbedingt zu loben. Denn ganz treu blieb er ihr auch nicht, weder in Gedanken noch in Taten. Seine Jugendbriefe an de la Foye enthalten manche Geschichten von seinen anderweitigen Liebesabenteuern. Da war zunächst Maschinka (Marianne, dieser Vorname kommt auch in den gedruckten Briefen vor, war aber bisher völlig unverständlich) Burja, Tochter eines Mathematikers französischer Herkunft, Mitglieds der Berliner Akademie der Wissenschaften, mit der der Dichter ein kleines Liebesspiel aufführte. Sie war nicht schön, aber heiter und gescheidt, wurde ihm durch ernste Gespräche wert, und als er einmal eine Blume von ihrem Busen nahm, ward er von der Gesellschaft offiziell zu ihrem Ritter erklärt. Dann sah er sie häufig in einem befreundeten Kreise, zeichnete ihr Bild, durfte ihr die Hand drücken, ohne daß sie diese zurückzog, so daß man sich in jenen Kreisen daran gewöhnte, die beiden als „ein wohlgefügtes Paar“ anzusehen, und der gute Chamisso, der dies seinem de la Foye anvertraute, schloß den Bericht mit den Worten: „Soll ich der Ceres von der Maschinka erzählen und der Maschinka von der Ceres? Ich bin weiß Gott der Kerl, der den genialischen Streich ausführen könnte, aber was von einem andern pudelnärrisch sein könnte, würde von mir so einfältig gutmütig sein, daß es wiederum dadurch desto pudelnärrischer werden könnte.“

Ein nicht minder zärtliches, vielleicht nicht weniger bedenkliches Verhältnis bestand gleichzeitig mit Augusta Klaproth, der Tochter des berühmten Chemikers, der Schwester des schon in jungen Jahren vielgenannten und gefeierten, durch seine Verschwendung und sein höhnisches Wesen den jungen Genossen widerwärtigen Orientalisten Julius Klaproth. Sie war poetisch begabt: Unter ihrem Vornamen Augusta hatte sie schon für den ersten Band des Almanachs Beiträge geliefert und beteiligte sich auch an dem zweiten. Ganz harmlos — denn sie war von Schwestern und Cousinen begleitet — besuchte sie den Leutnant auf Wache, aber aus dem harmlosen Besuch entwickelte sich zwischen beiden eine zarte Neigung, die in schwärmerischen Versen ihren Ausdruck fand. Der jugendliche Philosoph redete sich ein, daß seine Empfindung bloß Mitleid sei mit der Alleinstehenden „mit der Sehnsuchtsblume, die zu dem blauen Äther aufsteigt und mit schwachem Stiel an die Erde gebunden ist."

Aber auch dieses Verhältnis, „so rein, wie der Strahl des Sternes" schaffte Kümmernis, der Vater verbot dem Dichter das Haus, wo er fast täglich der Geliebten französische Stunden gegeben und an den Mahlzeiten teil genommen hatte.

Zu denen, die auch gelegentlich ein zärtliches Gedicht bekamen, gehörte Sophie Sander, die Frau eines damals bekannten Buchhändlers. Aber diese gute Dame war so wohl mit Hausfreunden versorgt, daß Chamisso sich mit poetischen Huldigungen begnügte und lieber mit andern ihren Wein trank, als daß er sich zu den Seufzenden gesellte, die freilich nicht lange auf Erhörung zu warten brauchten.

Liebeständeleien, Reimspiele, gesellschaftliche Vergnügen, Gespräche mit Freunden füllten nicht die ganze Zeit des jungen Mannes aus. Er nahm teil auch an den ernsten Unterhaltungen der werdenden Großstadt. Ob er freilich, wenn auch zu Schillers begeisterten Anhängern gehörig, den idealen Dichter bei seinem Besuch in Berlin feiern half, ist ebenso fraglich, wie eine Annäherung an die später in sein Leben

mächtig eingreifende berühmte Französin, Frau von Stael, die damals die preußische Residenz besuchte. Wahrscheinlicher ist es, daß er Schlegels Vorlesungen hörte und gelegentlich von des Schädellehrers Gall Vorträgen Notiz nahm, sicher, daß er den Historiker Johannes Müller kennen lernte, der zu einer großen Tätigkeit in Berlin berufen war, wie den Politiker und Nationalökonomen Adam Müller, der nicht zu der von ihm erstrebten gewichtigen Rolle gelangte. Einen ziemlichen Einfluß auf Chamisso gewann Fichte, der zu den wenigen gehörte, die den ersten Almanach gelobt und zu dem zweiten Beiträge überlassen hatte. Auch einen andern damals berühmten Mann lernte er in Berlin kennen: Jacobi. Das erfährt man aus folgendem ungedruckten Briefe Varnhagens (März 1805).

„In einiger Zeit wird in Berlin der Geheimrat Fr. H. Jacobi eintreffen ... Ich hab ihn besucht, ein göttlicher Mann, mir der zweite Fichte, in mittlerer, doch auch schwächerer Gestalt, aber von unendlichem Geiste ... Ich hab ihm viel, sehr viel von Dir gesprochen und auch gesagt, daß ich Dir schreiben würde, Du sollst ihn besuchen, womit er sehr zufrieden war. Daß er unsre Gedichte (ich hab ihm nur den neuen geben können) eben nicht zu den höchsten und poetischsten rechnet, nimmt ihm billig nichts von unsrer Achtung, indem er weder das rühmliche Streben, noch den wirklichen Wert verkennt, seine Meinung aber brav sagt. Fichte ist sein sehr guter Freund, in dem Leben Nicolais erklärt er ihn (Jacobi'n), der doch damals sein Gegner war, für einen der größten Männer ... Freue Dich mit ihm und danke mir für ihn."

Aus demselben Briefe kann man entnehmen, daß Chamisso, teils aus Sehnsucht nach seinem de la Foye, teils aus kindlichem Gehorsam gegen den Ruf seiner Eltern, teils aus Unlust an seiner Tätigkeit nach Frankreich zurückkehren wollte; Varnhagen bot ihm, um ihn in Deutschland zu halten, seine gut dotierte Hamburger Hauslehrerstelle an, Chamisso lehnte jedoch das Anerbieten ab. Keineswegs erfolgte diese Zurückweisung aus übergroßer Liebe zu seinem Beruf. Denn ein

begeisterter Anhänger seiner militärischen Stellung und Tätigkeit war er nicht. Zwar gewöhnte er sich allmählich an seine Kameraden, fand auch „einen preußischen Degen in der Hand leichter als eine französische Muskete auf der Schulter", konnte aber dem Rekrutendrillen keine angenehme Seite abgewinnen.

In einem erst kürzlich von mir aufgefundenen Briefe (März 1805) heißt es darüber, für einen preußischen Leutnant übrigens wenig respektvoll seinem Kriegsherrn gegenüber: „Ich habe nun selbst die Rekruten und die Landeskinder am Halse ... Unser sehr gnädiger Landesherr hat für angenehm gefunden, unsre Tracht wiederum zu umgießen; seit acht Jahren, daß er auf nichts andres sinnet und denket, ist der Mann doch noch nicht zustande gekommen."

Die Stimmung, in der sich der Viertelstudent, der angehende Dichter, der seinen rechten Weg noch nicht gefunden hatte und der nicht übermäßig berufsfreudige Offizier befand, war eine höchst unbehagliche. Er wollte den Doktorgrad erwerben und lieh seinem Unmut die Worte: „Ich möchte mit Fäusten mich schlagen! ein Kerl von 24 Jahren und nichts getan, nichts erlebt, nichts genossen, nichts erlitten, nichts geworden, nichts erworben, nichts, rein nichts, in dieser erbärmlichen, erbärmlichen Welt."

Da kam die Entscheidung; aus dem öden Garnisondienst ins Kriegsleben, freilich in dessen unerfreulichsten Teil. Die beste Schilderung der Ereignisse und seiner Stimmung gibt Chamisso selbst in einem neuerdings gefundenen Briefe. Am 20. September 1805 schrieb er: „Kriegsrüstungen erstehen, und wir sind bestimmt in Provinzen — Garnisonen verlegt, uns — — abzuzählen, welche Schläge von andern kräftigeren Händen fallen werden. Ich nage an meinem armen Herzen wie der Pelikan, um, die ich allein erzeuge, die dunklen Sorgen zu ernähren. Wut nur erschafft mir Lust und Erholung. Endlich, endlich wird es anders, Krieg soll es sein und auch wir gehen hinein, Krieg also, sei er wild und bezahle mir, was er mir alles raubt, in wenigen Tagen sollen wir ins Feld."

Im Oktober setzte er hinzu: „Wohin? Erst hieß es, gegen die Russen, und ich freute mich doch nach vollbrachtem Opfer in die Tätigkeit versetzt zu sein, die dem Manne ziemt. Aber nun, nun ist es vielleicht gegen das Vaterland. Ehre, Pflicht! Aber ist Ehre auch nicht Pflicht? Wär ich ein Franzos gewesen, wär ich von dieser gewichen. Ehre? Heischt aber die Ehre auch dieses? Hab ich anders handeln können, habe ich es gesollt? Ich weiß es nicht. Ich habe noch diesmal die Augen zugedrückt und bin, ob Schmerz, ob auch Abscheu fühlend, gefolgt. Adelf, wenn Dich die Soldaten nähmen und Dich der schwarze Genius mir entgegenführte, und die Schicksale vielleicht entscheidend unsrer Nächte ...“

„Gegen unsre französischen Armeen, die ich küssen möchte, die raschen, tapferen Jungen, die zu Fuße gehen, frei von Gepäck, auf nackter Erde im Froste schlafen und rasch sind, wie nicht Kuriere hier zu Land, was sind wir, wir andern? Der König hatte uns aufgefordert, zu Fuße die Campagne zu machen und hat uns den Ertrag der Ersparnis lassen wollen; wir sind aufgestanden gegen ihn und, malgré mes dents, ich, der es, wie man nur etwas wünschen kann, wünschte, befreit zu werden der quälenden Last dieser Mähren und ‚den Füßen vertrauend‘, ich muß, muß sie haben, die mir das Blut der Seele an Geld aussaugen. Tische, Stühle, Betten und Bettstellen, ja Nachtstühle schleppen wir mit, schleppen uns selbst unter Klagen kleine drei Meilen und fallen um. Auch herrscht vom Anfang an eine liebenswürdige Unordnung, welche mich erschreckt: Brot, Futter fehlt, Pferde werden vermißt. Ich habe nichts mitgenommen als Bollwerk gegen die unedle, verhaßte, erstarrende Kälte, drei Decken, ein leichter Koffer und mein Zelt, anderthalb Zentner in Summa, worüber viele die Hände über den Kopf zusammenschlagen wollen; aber daß Homeros, Buttmann und ein Schreibzeug mitgekommen sind, weißt Du mir so von selbst. Vor dem Ausmarsch haben sich drei Kompaniechefs (andrer Regimenter) ersäuft, erschossen und den Hals abgeschnitten.

„Ist es schmerzhaft, so ist es doch schön und stolzerhebend und wiederum süß, die Besseren unter denen, die wir verlassen, an uns gekettet zu haben und bei der Trennung durch sie festzuhängen an jedem Orte, wo wir waren. Ich kann Dir nicht sagen, Adelf, wie dies Berlin, daß ich schon eine Öde schalt und eine Wildnis, mir noch Teilnahme und wahre Freundschaft hat erblühen lassen. Von der Sander, der Cohen (Varnhagens besonderer Freundin) und andern habe ich mit Tränen den Abschiedskuß empfangen, alle, die ich gekannt habe, alle überall haben mir Freundschaft bezeugt und ich habe keines Schuldners Gesicht gesehen. Mehrere haben mir Geld angeboten. Köstliche und auch nützliche Geschenke haben mir werte Hände gereicht und also bin ich gezogen.

„Die Nacht des Abmarsches haben mir Freunde Wein und Punsch ins Haus gebracht, und wir haben sie durchschwärmt und durchjubelt. Beim Ausmarsche mich zu begrüßen, zogen Männer und Frauen und Kinder hinaus. Dir jegliches herzuzählen kann ich nicht."

2. Wanderjahre. Im Felde und in Frankreich 1805–1812.

Im Oktober 1805 marschierte der Leutnant aus Berlin, um sich nicht mehr im Waffenschmucke der Stadt zu zeigen, die er als seine zweite Heimat betrachtete. Es war ein unrühmlicher Zug, von einer kurzsichtigen, unentschlossenen Politik diktiert. Zum Kriege gegen Frankreich kam es nicht, sondern zu einem Herumziehen durch Süd- und Westdeutschland, das eher an Irrfahrten als an ein planvolles Manövrieren gemahnt, und, nachdem Preußen auf Grund der vorher abgeschlossenen Verträge im März und April 1806 Hannover okkupierte, zu einer Besetzung Hamelns.

Der Wunsch der Seinen, ihn in Frankreich zu sehen, konnte natürlich während dieses Zuges nicht befriedigt werden; wohl aber wurde durch diese erste und einzige größere Betätigung in seinem militärischen Beruf ihm völlige Klarheit darüber, daß er darin nicht ausdauern könne. Die Gründe, die ihn zu dieser späten, aber definitiven Erkenntnis eines zehnjährigen Irrtums brachten, lagen teils in dem Bewußtsein, daß nur eine gelehrte und schriftstellerische Tätigkeit seinem Wesen entsprach. Diese Einsicht, schon längst in ihm vorbereitet, erstarkte durch den Umstand, daß auch seine Freunde Neumann und Varnhagen, die bisher in ihrem Lebensberuf geschwankt, jener als Kaufmann, dieser als Hauslehrer, sich zu einem regelmäßigen Universitätsstudium entschlossen hatten und diesem zuerst in Halle, dann in Göttingen oblagen. Teils lag der Grund zu seinem Verlassen des Soldatenstandes in der Auflehnung seines Franzosentums gegen einen Kampf mit dem Volke, dem er entstammte. Daher kam er, freilich zu dem ungelegensten Zeitpunkt, Juni 1806, um seinen Abschied ein, erhielt aber sein Gesuch nicht bewilligt. Es wurde jedenfalls bis zur Demobilmachung des Korps vertagt. Dabei wurden nicht sehr gnädige Ausdrücke über Chamisso gebraucht, welcher sich durch ein solches Verlangen für die ihm in seiner Jugend erwiesene Förderung nicht sehr dankbar erwiesen habe. Als nun in der unangenehmen Zeit unlustigen Verweilens in einem widerwillig ertragenen Beruf am 7. Oktober von Napoleon das Dekret erlassen wurde, „wonach jeder Franzose, der in den Reihen des Feindes diente, im Falle der Gefangennehmung vor ein Kriegsgericht gestellt und binnen 24 Stunden erschossen werden sollte,“ tat er Schritte, um ein neues Gesuch einzureichen, bemühte seine Hamburger und Berliner Freunde, um die entsetzlichen Folgen jenes kaiserlichen Befehls von sich abzuwenden und erlangte die Beruhigung, daß ihm nichts geschehen werde.

Seine Abenteuer auf dem Kreuz- und Quermarsche begannen mit einer Idylle und endeten mit einer Katastrophe

Die Idylle bestand darin, daß er überall in den kleinen Nestern, wo er häufig in elenden, seltener in behaglichen Quartieren lag, der Freunde dachte, liebevolle Briefe an sie richtete, seine Unwissenheit beklagte und um ihr zu steuern, seinen Homeros las, auch die Bibel und Jakob Böhmes theosophische Schriften, Verse machte, um die Geschicke des Almanachs bangte, dem man, trotz des Mißerfolgs der früheren Bände, einen vierten nachfolgen lassen wollte. Es war recht idyllisch, daß der Kriegsmann an der Winterlandschaft seine Freude hatte und in dem Magdeburger Dom ein „schönes, heiliges, hohes, gothisches Gebäude“ bewunderte. Das Museum in Kassel freilich konnte er nicht sehen, dafür aber auf seinen viermaligen Durchmärschen das „herrliche Basaltpflaster“. Er las eifrig: Märchen von Musäus, manches von Goethe, die Horen, Brentanos „Godwi“, den er dem Wilhelm Meister gegenüber stellte, wie den gährenden Most den Lacrimae Christi, ergötzte sich an Jean Paul „bis zur Schlaflosigkeit“ und fand Wieland „artig“. Daneben quälte er sich durch Schinks „Faust“ durch, sah sich durch Bayles Lexikon enttäuscht, weil er statt „eines Wunders von Kühnheit“ nur einen „kalten in Orthodoxie eingepelzten Aufklärer“ sah. Auf daß die Idylle belebt werde, traten die Kameraden hinzu, die ihm nicht immer unangenehm waren, gelegentlich, wie ein Hauptmann, durch Nasengedichte bespöttelt wurden, in der Art derer, die er schon in Berlin dem schwedischen Dichtergenossen Gustav v. Brinckmann gewidmet hatte. Menschlicheres Gefühl zeigte er seinem Burschen Bendel und seinem Hunde, die ihn, namentlich während eines langwierigen Fußleidens, als treue Genossen umgaben. Auch die menschliche Neigung „von Herzen zu Herzen“ blieb ihm nicht fremd: bei den Pfarrern gab es außer lehrreichen Gesprächen, gutem Trunk und der geliebten Pfeife, die ihn im Krieg und Frieden nicht verließ, noch liebliche Töchter; von denen des Pfarrers in Bockelem weiß er in einer ungedruckten Nachschrift zum Brief vom 16. November 1805 zu berichten, daß beim Abschied die

älteste, die uninteressanteste „mit weinerlichen Tränen an seine Brust fiel".

Mit jedem Berliner freute er sich, selbst mit dem „dicken Sander", dem Buchhändler, den er mehrmals in Pyrmont aufsuchte. Das schönste Stück der Idylle war wohl aber, daß er sich mit Fouqué verbrüderte, der damals im Bade Nenndorf weilte. Er hatte lange Gespräche mit ihm, „worin alles Heilige getauscht ward unsrer Seelen," er freute sich, daß der „ehrenfeste Degen" ihn und die Berliner Feunde anerkannte und sah in ihm „ein ätherisch entzündetes Feuer über dem Moor hinwallend — er allein ließe mich noch Glauben hegen an Adlige, denn er ist einer und der erste echte kräftige Soldat und Preuße, dem ich in diesen Kartoffelfeldern begegnete."

Die Idylle wurde aber zur Katastrophe, als Chamisso in die schmählichen Ereignisse des unheilvollen Krieges verflochten wurde. Seit April 1806 gehörte er mit seinem Truppenteile zur Besatzung der Festung Hameln. Einmal schien es, als wenn sein Truppenteil gegen den Feind marschieren sollte; schließlich blieb er doch an Ort und Stelle. Durch das schon erwähnte Dekret Napoleons wurde Chamisso sehr erregt; die Nähe der Franzosen vollendete seine innere Zerstörung. Zeugnis davon gibt folgendes merkwürdige undatierte, gewiß an die ehemaligen Berliner Genossen gerichtete Billett, das bisher ungedruckt und völlig unbekannt war: „Ich verdanke manches diesem Zuge, ich habe manches in ihm gelitten und gelebt, auch den häufigen Briefen, die ich geschrieben . . . verdanke ich manches. Mit dem Ausdruck ringen wurde mir selber vieles klar, wohl bin ich in manchem Sinne gealtert und gereift und bin gewachsen, ob ich in Bücherkenntnissen dahinter geblieben.

„Auch ein kräftiger Haß der Knechtschaft ist in mir erblüht und eine tiefe Verachtung der Herrschaft und des schnöden Trostes der erdwaltenden Formen und Verhältnisse. Ja in diesem Augenblicke fühlte ich es wieder ganz: ich habe nicht recht nur, nein notgedrungen gehandelt, und ich hätte zugrunde gehen müssen, hätte ich mich länger wider mich selber bäumen

wollen, es mußte gelöst oder gerissen werden. — Ich habe hier die Franzosen gesehen, sie sind herrlich anzuschauen, da sie das mörderliche Spiel des Krieges üben. Ein Treiben des Getriebes wegen herrlich dem, der nur nicht wissen will, woher es rühret und wohin es führet. Ja wer seines Namens bewußt ist, daß er Soldat heißt, der muß Grenadier sein in diesen Reihen. Wir verdienen wohl, daß sie uns reichlich zollen ihre Verachtung und das auch ist selbstempörend."

Diese Selbstempörung wurde um so stärker, als er erlebte, daß Hameln in ähnlich schmählicher Weise wie viele andre preußische Festungen, den Franzosen übergeben wurde. In einem großen Briefe an Fouqué (22. November 1806) und in einem Memoire, das er 1808 der Untersuchungskommission darreichte, entwarf er eine Schilderung der Lage der Festung und seiner eignen Tätigkeit. Er gab dem Oberkommandanten alle Schuld. Er stellte dar, wie er selbst im letzten Moment zum Widerstand angeregt, die Wahl eines tüchtigen Hauptes befürwortet habe, jedoch vergeblich. Er mußte mit den übrigen die Waffen niederlegen und bekam Ende November einen Paß nach Frankreich. Noch war und blieb er preußischer Offizier. Erst am 11. Januar 1808 erhielt er seinen Abschied; den Charakter als Kapitän (Premierleutnant) erlangte er erst am 1. Mai 1809, nachdem er auf Grund seiner obenerwähnten Denkschrift am 21. März das Zeugnis „der Pflichttreue im Kriege und eine Befreiung von jeglicher Anschuldigung in Beziehung auf sein Benehmen in Hameln" bekommen hatte. So endete Chamissos militärische Laufbahn.

Grade diese Epoche innerer und äußerer Unruhe war auch die Periode gesteigerter Schaffenslust. Es war natürlich, daß die Zeit der Entfernung von den Freunden zu stärkerer dichterischer Tätigkeit drängte. Ebenso natürlich war es, daß die Themata, die nun von ihm behandelt wurden, andre waren als die während der Berliner Frühzeit. Damals hatte er im persönlichen Umgang mit Freunden und Mädchen Freundschaft und Liebe besungen; nun, da die zahlreichen, keineswegs voll-

ständig erhaltenen oder bekannt gewordenen Briefe Dolmetscher seiner Sehnsucht und Treue wurden, wandte er sich andern Themen zu: er bespöttelte seine Berliner Umgebung („Encheiridion"); er suchte sich klar zu werden über seine Zustände und seine Bestimmung („Adelberts Fabel"); er vergnügte sich, um ein Gegengewicht gegen die wilden und unbefriedigenden Kriegsabenteuer zu erlangen, an der deutschen Märchenwelt („Fortunat").

Das „Encheiridion", zusamt dem „Gelehrten Berlin", dessen Titel von unserm Dichter stammt, sollte eine entfernte Ähnlichkeit mit Goethes und Schillers Xenien haben. Wie diese, teilweise aus Unmut über die schlechte Aufnahme der „Horen" entstanden und ein grau in grau gemaltes Bild der damaligen Zeitschriften, Kritiker, Dichter geben sollten, so wollte dieses die Almanachspoeten an den Böotiern rächen, welche den „Grünen" so schnöde ignoriert oder, wenn beachtet, wenig freundlich aufgenommen hatten. Es ähnelte jenem auch in der Distichenform und sollte, auch darin seinem Vorbilde entsprechend, vom Besondern zum Allgemeinen vorschreitend, ein großes Kulturbild, zum mindesten eine Darstellung des politisch-literarischen Berlins darbieten. („Gelehrtes Berlin.")

Was von diesen Werken in den Ausgaben erhalten ist, gibt nur einen dürftigen Auszug aus dem Plane, enthält nur einige politische und literarische Epigramme. Unter ihnen sind die nicht uninteressant, in denen der Dichter seinen Freund Varnhagen und sich selbst nicht gerade schmeichelhaft porträtiert:

Varnhagen.

Wehet der Wind, so knarrt das Getrieb, und mahlet das Mühlwerk,
Freuet der Herr sich betäubt seiner Sonettenfabrik.

Chamisso.

Auch du, mäßiger Held, laß, redlicher Franke, dir raten,
Bleibe du lieber davon, lasse das Dichten nur sein!

Interessanter als diese bisher bekannten Stücke sind die folgenden, die hier zum ersten Male aus bisher unbenutzten Berliner Handschriften dargeboten werden. Zuerst die ursprüngliche Fassung eines „Völker und Staaten" betitelten Gedichtes:

Völker und Staaten, ein Schelm, ein Tor noch nennte die Namen
Pöbel und Könige nur,
Vorsicht der Götter, ich glaube Dich weise, aber wie solchem
Frechen Tyrannengezücht gabst Du die Erde dahin!
Dank Dir, o Herr, daß so leicht zu regieren werden Du lässest
Daß es von selbst und selbst solchen Regenten gelingt.
Sehet die Hirten sich nennen und braten und scheren die Schafe,
Haben um Viehraub Zwist, neidend einander das Gut.
Wahrlich der Kampf ist gerecht, der um köstliche Habe geführt
wird,
Aber ich staune den Kampf, selbst von den Schafen geführt.

Recht interessant ist auch das Folgende. Die gedruckten Epigramme stehen auf einem Blättchen in folgender Ordnung. Zuerst ein ungedrucktes:

Bocquet.

Lasset den Mann, nicht minder und mehr als andre taten,
Tat ja der Sünder, verfehlt hat er zum Himmel den Weg.

Dann folgen die bekannten: K. A. Varnhagen, Adelbert von Chamisso; nachher wieder ein ungedrucktes:

Robert.

Ist der auch Mann, den ein Kleiner man nennt, doch bleibet der
Satz wahr:
Welcher nichts hat, der ist, Robert, am schlimmsten daran.

Darauf kommen Ancillon Sohn, Sofie Charlotte (Anspielung auf Jean Pierre Ermans Biographie), Paul Erman, Julius Klaproth, Bocquet, dann Neander (ausgestrichen):

Bibliograph, Polygraf, Tachygraf, hyperchilio, technos,
Fossor, harmatanax, arkesichloropyret.

Dann folgt: „Akademie der Wissenschaften, der Künste, die Bibliothek, das Konsistorium der deutschen, der französischen Kirche, sämtliche Pastoren beider, Oberkollegium medicum, sämtliche Ärzte, die gelehrten Gesellschaften, filomatische, Freunde der Humanität usw. Tierarzneischule, alle Lehranstalten, Gymnasien, Pensionen, Königliche Oper, Nationaltheater, die sämtlichen Buchhändler. — Kurz der ganze Adreßkalender und obendrein die privatisierenden Gelehrten — nur ein Verzeichnis auszuarbeiten, wäre schon der Teufel! wäre vielleicht doch der beste Weg, dann jeglichem abgeschlachteten Sünder sein Kreuz. Aber wißt ihr auch von allen, Gott selbst weiß von den wenigsten etwas."

Mitten in der Tätigkeit wurde aber die Arbeit von ihrem Schöpfer aufgegeben, weil sie ihm als Unfug erschien und weil es, wie er darlegte, „ein Leichtes sei, einem ehrlichen Manne sowohl als einem Schufte eine solche Laus anzuhängen, daher es auch immer ein Unersprießliches, Nichtsbeweisendes bleibt."

Das zweite im Felde entstandene Werk ist „Adelberts Fabel", zuerst gedruckt in den von Varnhagen und Neumann herausgegebenen „Erzählungen und Spiele" 1807.

Man kann es aufs genaueste datieren. „Diese Fabel", so schrieb Chamisso am 25. April 1808, „an der ich mich seit acht Tagen dumm gedacht habe und diese Wachtnacht von zehn Uhr des Abends bis sechs Uhr des Morgens blind geschrieben, die ich mit Gewalt dem ersten Briefe beifügen wollte, sei euch, meine herzgeliebten Kinder, die alleinige Schuld, daß ihr vielleicht ein paar Tage meinen Briefen entgegengesehen habt."

Es ist eine Geschichte von hohem poetischen Reiz: Adelbert, so führt sich der Dichter selbst ein, ist im Laufe einer Winterwanderung eingeschlafen und während eines Schlummers, der ihn trotz häufigen Aufwachens jahrelang gefangen hielt, von einer Eisburg eingeschlossen. In einer kurzen Wachensperiode erblickte er eine schöne hohe Frau, die ihm eine Locke und einen Ring gab. Die Frau verschwand, keine Rettung erschien. Nun studierte er den Ring und entzifferte die In=

schrift: „Wolle!“ Er ermannt sich, nach der Erkenntnis, daß ihm bisher der Wille gefehlt habe, zerschlägt den Eispalast, schwimmt durch die Fluten, die sich um ihn bilden, der Locke nach, der sich das hohe Weib zugesellt, und kommt nach schweren Kämpfen ans Land. Er tritt in einen unterirdischen Saal, in dem Weberinnen sitzen, die einen mit einem Karfunkel, die andern mit einer eisernen Krone auf dem Haupte; in der Mitte des Saales sitzt auf einem erhabenen Throne ein Alter, dessen Namen „Notwendigkeit“ ist, an dem Throne sieht er seine Locke vereint mit der des Weibes, und nun sieht er an den Haaren die Inschrift: „Gemeinsam wollen.“

Es kommt wenig darauf an, daß man weiß, bei der Erfindung und Ausgestaltung dieser Fabel sei der Dichter von Goethes „Zueignung“ oder Novalis' Märchen beeinflußt worden; wichtiger ist, den Sinn der Fabel zu enträtseln. Mag man in der hohen Frau die Phantasie oder Poesie sehen, der Sinn soll sein: Träumen, Untätigsein fördert den Menschen nicht, ja vernichtet ihn; der Mensch, der im Leben bestehen soll, muß wollen. Auch dem Wollen indessen sind seine Grenzen gesetzt; die eiserne Notwendigkeit regiert wie die Geschicke der Gesamtheit, so den Willen des Einzelnen; Phantasie und Wille zu gemeinsamer Wallfahrt, zu frohem Bunde geeint, gebändigt durch die Notwendigkeit, führen zum Ziel.

Nicht umsonst heißt das Werklein aber Adelberts Fabel, es soll keine allgemeine philosophische Allegorie, sondern eine Mahnung des Dichters an sich sein. Er schien gerade in jener Zeit der Ungewißheit, des Hindämmerns, der Unlust eine Entscheidung über seine Zukunft zu fassen, sich zurufen zu wollen: Raffe dich auf, beschränke aber den himmelstürmenden, alles überstürzenden Eifer durch die Lehre von den ewigen Gesetzen, denen auch der einzelne unterworfen sei, und er sah für sich die Rettung in der Vereinigung des Einzelwillens mit der dem All gebietenden Notwendigkeit.

Ende November 1806 reiste Chamisso in sein Vaterland zurück; in den ersten Dezembertagen war er in Paris. Von

Wesel aus vermachte er für den Fall seines frühen Todes seine Möbel und sonstigen Habseligkeiten dem Nordsternbunde, ausgewählte Bücher, Preziosen und ein Kistchen mit Briefen und Dokumenten seinem getreuen de la Foye.

Was er in der Heimat suchte, fand er nicht: seine Eltern waren, ohne daß er es wußte, schon vor seiner Abreise aus Deutschland gestorben, die Mutter am 24. Oktober, der Vater am 3. November. Was die Eltern ihm vorbereitet hatten, was seine Geschwister begünstigten, nahm er nicht an: er schlug das von jenen ausgesuchte sehr wohlhabende Mädchen aus, dessen Namen und Eigenschaften unbekannt geblieben sind.

Die Eltern betrauerte er aufrichtig, widmete ihnen aber weder in Vers noch in Prosa einen Nachruf. Das Mädchen wies er zurück, weil er keine Neigung zu ihm fassen konnte. Mitbestimmend bei seiner Weigerung mochte der Weiterverkehr mit Ceres sein, die ihn in ihre Familie einführte und trotz allen Brüderchen- und Schwesterchenspielens ihre Gewalt über ihn nicht aufgab, außerdem die Sehnsucht nach Deutschland, die ihm verbot, ein Ehebündnis zu schließen, das ihn dauernd in Frankreich gefesselt haben würde. De la Foye, der, weil er als Sekretär des Kriegskommissars nach Deutschland ging, des Freundes versprochenen Besuch nicht abwarten konnte und nur eine Nacht mit ihm zusammen war, schrieb an Varnhagen (Gießen, 21. Februar 1807, ungedruckt): „Chamisso ist beglückter, seine Familie braucht ihn nicht, eine törichte und übel ausgelegte Liebe hält ihn nur dort; treibe Du ihn, etwas anzufangen und sei Du sein Schutzengel."

In seinem Vaterlande verweilte er bis zum Oktober 1807. Zuerst war er in Paris, wo er mit Koreff verkehrte, in den Bibliotheken herumstöberte und dabei ein französisches Manuskript des „Reinecke Fuchs" fand. Dann verbrachte er etwa acht Wochen in Vertus bei seinem Bruder Charles, dessen Gattin Viktoria, „ein von Gott geküßtes Kind, jung, rasch, fest, wissenlos, liebevoll und empfänglich" seine Vertraute wurde, während er sich von einer „durch ihre zahllosen Siege be-

rühmten Kokette“ nicht lange betören ließ. Nach kürzerem Besuch bei seiner Schwester in Troyes verweilte er wieder mehrere Monate in Vertus und noch einmal dort im September, nachdem er seinen Bruder Hippolyte in Saint-Germain en Laye besucht und nochmals bei der kranken Schwester vorgesprochen hatte. Ende September 1807 verließ er Frankreich und kehrte nach Deutschland zurück.

Dieser Aufenthalt in Frankreich war für Chamisso von sehr geringer Bedeutung. An ein dauerndes Verweilen daselbst konnte er nicht denken, da er noch preußischer Offizier war. Der Eintritt in den Freimaurerbund war, wenn schon in seinen Briefen viel erwähnt, kein sonderlich wichtiges Ereignis. Bedeutungsvoller war die festere Vereinigung mit den Seinen, mit denen die Verbindung nie ganz aufgehört hatte. In den Händen seiner Brüder ließ er sein Vermögen, von dem er einstweilen eine Rente von 300 Talern bezog, für die Zukunft eine solche von 500 erhoffen durfte.

Von Arbeiten und Dichten war in jenen Monaten beständigen Reisens nicht die Rede. Seine Stimmung war die denkbar schlechteste. „Wo ist unsre schöne Schwärmerei, Jugend und Kraft — wo? die Luft, die man hier einsaugt, ist so schwer wie Dukatendampf,“ hatte er in den ersten Pariser Tagen geschrieben. Aber auch in den Wochen zu Vertus kam er zu keiner inneren Ruhe, die Frage, was denn eigentlich sein Vaterland sei, fand keine genügende Beantwortung. Manchmal dachte er an eine „Brotkunst“, vielleicht seine Miniaturmalerei. Da er selbst sich nicht allzuviel zutraute, suchte er die Erwartungen der Freunde zu dämpfen: „Lieben darf und soll man mich, aber nicht Wunder denken was aus mir werden wird; einen wackeren, redlich es meinenden, einfachen Kerl der nicht weit laufen, nicht hoch steigen, nicht tief dringen wird, geb ich ab und eigne mich wohl nur dazu, in den Palmenwald ein stilles Hüttchen zu bauen.“

So resigniert kehrte er nach Berlin zurück. Doch war er jung und impulsiv genug, um im Verkehr mit andern sich

zu beleben. Daher verbrachte er frohe Tage mit den Freunden in Nennhausen bei Fouqué und machte auch in Hamburg, wo er in Gesellschaft Varnhagens erschien, nicht den Eindruck eines Unglücklichen. Dies bezeugt Rosa Maria, Varnhagens Schwester, ein fleißiges, für ihren Unterhalt kämpfendes, poetisch begabtes Mädchen, das in der Poesie ihre Stütze und in dem Kultus der Freunde ihres Bruders ihre Religion fand. Sie empfand für Chamisso herzliche Zuneigung und suchte mehrmals tatkräftig für ihn einzutreten. Von seiner Erscheinung und seinem Wesen gab sie damals folgende anmutige Schilderung: „Chamisso trug eine elegante polnische Kurtka mit Schnüren besetzt, ging mit schwarzem, natürlich herabhängendem Haar, mit einer leichten Mütze, was ihm sehr wohl stand und nebst einem kleinen Schnurrbart, seinem geistreichen Gesicht voll Ernst und Güte, seinen schönen sprechenden Augen voll Treue und Klugheit, einen eigentümlichen Ausdruck verlieh, so daß er als eine angenehme Erscheinung auffiel ... Zugleich war er voll ritterlicher Höflichkeit und Galanterie, ein Erbteil seiner französischen Abkunft, die manchmal einen Anflug von Steifheit hatte, weil sie erst altritterlich war, sich im ganzen aber sehr gut in ihm machte, so daß man sich in alte Zeit versetzend, ihn sich gern als einen Chevalier und ritterlichen Troubadour hätte denken mögen ... Mit seinem lieben Gemüt, seinem ausgezeichneten Geiste wußte er Zustände und Verhältnisse, bald mit Ernst und Gefühl, bald mit Witz und Humor immer richtig aufzufassen. Manchmal war er voll der heitersten Laune, fröhlich wie ein Kind zu Spiel und Scherz aufgelegt."

Auch eine andre in den Kreisen der romantischen Dichter bekannte Frau, Amalie Schoppe, geb. Weiße, die sich später durch Förderung Hebbels ein großes Verdienst erwarb, empfing, wie sie Jahre nachher in ihrem Buche, „Erinnerungen aus meinem Leben" II. 264, bekannte, von dem Dichter einen großen Eindruck. „Adelbert von Chamisso war eine schöne, ritterliche Erscheinung, die ebensowohl imponierte als durch

das sanfteste, edelste und liebevollste Gemüt zur Liebe zwang. Trotz seines bedeutenden Geistes hatte er einen wahrhaften Kindessinn, eine Seelengüte und Seelenunschuld, wie man sie wohl selten mehr findet; auch liebte man ihn schwärmerisch, was man jetzt wohl gestehen darf, da das Haar bereits an zu grauen fängt."

Nebst den genannten wurden ihm andre Freunde in Hamburg zuteil: er lernte Steffens kennen, den norwegischen Naturforscher und Philosophen, der mit nordischer Kraft germanische Gemütstiefe verband, und der ihm als „herrlicher, glutvoller Kernmensch, als ein echter Deutscher des alten Schlages" erschien.

Die Momente des Frohsinns und der Frische waren jedoch in der ersten Berliner Zeit nicht allzu häufig. Zwar war er nun, zumal da er bald nach seiner Rückkehr nach der preußischen Residenz seinen Abschied erhalten hatte, ein freier Mann; auch war der Entschluß, Deutschland anzugehören und eine bürgerliche Laufbahn zu ergreifen gefaßt, aber viele Schwierigkeiten stellten sich diesem Plane entgegen. Er wußte weniger als seine Altersgenossen und konnte sich minder leicht als diese zu einem bestimmten Berufe entscheiden. Nur in Fragen der Ehre war er sogleich entschieden: einen Antrag, bei Jerome, dem König von Westfalen, eine reichdotierte Stellung anzunehmen, bei der er jährlich tausend Taler hätte ersparen können, lehnte er sofort ab: „es ist mir klar geworden," sagte er zur Begründung der Abweisung, „wie ich nur in reiner Sache froh bestehen kann."

Die allgemeine Stimmung in Berlin war gedrückt, die Not war groß, das Mißtrauen allgemein. Die Franzosen hielten die Stadt noch immer besetzt: der Franzose, der ein Deutscher sein wollte und doch den Ausländer nicht ablegen konnte, spielte eine seltsame Figur. Für die großartige Wiederbelebung des Staates, die von Königsberg und Memel aus begonnen und durchgeführt wurde, besaß er kein volles Verständnis. Den Tugendbund bespöttelte er, wie Heinrich von Kleist; in Schill sah er einen „konfusen aber muskulösen Kerl." In der

bschaffung der Privilegien und der Einführung der allgemeinen Konskription sah er keine Rettung: statt dessen wünschte e Volksbewaffnung und Stände. Dazu kam, daß die Freunde hr beschäftigt waren wie Neumann, dem eine Erzieherstelle enig freie Zeit ließ, oder von Berlin fortgingen, wie Varnagen, der in Tübingen seine medizinische Ausbildung vollenden ollte; Willisen ging nach Halle, ein neugewonnener Schweizer reund Nik. Harscher, von dem die Bundesglieder sich außerrdentlich viel versprachen, kehrte nach seiner Heimat zurück.

In jener trüben Zeit suchte er einen Helfer und fand ihn icht. Während der Ruhe seiner Winterquartiere hatte er ichte verstehen lernen und, wie er sich in undeutscher und nklarer Weise ausdrückte, „der Mann ist groß; ein ganzes eschlecht repräsentiert er und steht an dessen Spitze und ist hn herrlich geworden wie ein Pfleger zugleich und ein Hirte nd ein Bollwerk, auf daß dies Geschlecht in seiner Selbstheit harre, das heißt dabei bleibe, bei nichts und wohl getrennt ien diese und jene — und auch diese das Genüge haben — et selbst seine Furchtbarkeit! — Wahrlich, wahrlich, Weist, Notwendigkeit, ich bete dich in ihm an, wie in deiner Welt len Teilen, wo nur immer ich sie begreife, aber ihm ist ein oßes, ein herrliches Los gefallen.“ Aber als er nun schwand, gebrochen, zu jung, um zu resignieren, zu alt, um ganz n vorn zu beginnen, in ihm eine Stütze zu erlangen hoffte, sah er sich getäuscht. Denn auf Fichte, wenn man nicht wa an Schleiermacher denken will, der in den Kreisen, in nen sich unser Dichter bewegte, gleichfalls einen geehrten latz einnahm, wird sich wohl das traurige Wort beziehen: Am zerstörendsten wirkte ein Mann auf mich ein, einer der sen Geister der Zeit, dem ich in frommer Verehrung anhing, , mich emporzurichten, nur eines Wortes, nur eines Winkes urft hätte und der, mir jetzt noch unbegreiflich, sich angegen sein ließ mich niederzutreten.“

Einen Lichtblick in dieser sonnenlosen Zeit gewährte das Wiedererscheinen seines Freundes Hitzig, der nach seinem

Warschauer Exil wieder nach Berlin kam, den Freund in sein Haus nahm und ihm das gemütliche Heim bereitete, nach dem dieser in echt deutscher Art sich sehnte. Es ist gradezu rührend, wie Chamisso in dieser Zeit der schweren Not sich noch für andre bemühte, zum Beispiel für eine ihm angebotene Hauslehrerstelle in Hamburg seinen Intimus de la Foye vorschlug, dem es noch schlechter ging.

Er verkehrte damals in den Kreisen der Romantiker, berichtete von Brentano, Adam Müller und andern; Wilh. Grimm, der eben in Berlin war, entwarf dem Bruder ein nicht sonderlich schmeichelhaftes Bild des seltsamen Franzosen. Er lernte ferner Justinus Kerner kennen, der ihm aus Hamburg durch Rosa Maria zugewiesen worden war; Kerner entlockte ihm zwar nicht dieselben Begeisterungstöne, wie jener leicht erregbaren Frau, erschien ihm aber als „ein lieber, offener, gemütlicher, freundlicher Kerl und fremd, als käm er eben aus der Kehrseite des Mondes". Mit den auswärtigen Freunden stand er in enger Verbindung, besonders mit Varnhagen, der, nachdem er sein medizinisches Studium abgeschlossen, die militärische Laufbahn ergriffen hatte, in Wagram verwundet und gefangen, später ausgewechselt worden war; dessen Abenteuer begann er gemeinsam mit Fouqué in einem Scherz, der „Geschichte des Doktor — Fähnrich" zu beschreiben.

Das Bedenkliche für ihn war doch die Unsicherheit des Berufs und der Zukunft. Der Lohn für Unterrichtsstunden und Übersetzungen ergänzte die schmale Rente aus dem eignen Vermögen und verschaffte mäßigen Lebensunterhalt; das Erlernen des Lateinischen sollte die Grundlage für ein tüchtiges Universitätsstudium bieten, aber gerade die Richtung dieser Studien blieb ungewiß.

Dieser leidvollen Ungewißheit wollte er dadurch ein Ende machen, daß er daran dachte, sich der Landwirtschaft zu widmen. Der große Thaer interessierte sich für ihn und wollte ihm die Möglichkeit gewähren, Ökonom zu werden. Schon hatte Chamisso ein ganz bestimmtes Gut in Aussicht genommen:

Wehlsdorf und Charlottenfeld, nicht allzuweit von Berlin gelegen. Was ihn dazu trieb, war nicht besondere Neigung, sondern Stadtmüdigkeit, sowie die Lust sein eigner Herr zu sein und in aller Stille zu leben; die Unmöglichkeit, sein Kapital in Frankreich flüssig zu machen, hinderte ihn jedoch an der Ausführung dieser Idee, die mehr als ein flüchtiger Einfall gewesen war.

Da kam eine Wendung seines Geschickes von einer Seite, von der es ihm vielleicht am wenigsten erwünscht war. Seine Familie nämlich, die ihn gern in Frankreich „festnieten" wollte, arbeitete schon seit 1808 mit Adelberts Wissen, der am 7. Januar 1800 bereits davon schrieb, an seiner Rückberufung nach seiner Heimat. Anfang 1810 gelangte an ihn die Ernennung als Professor der alten Sprachen an einem neu begründeten Lyzeum zu Napoleonville mit einem Gehalt von 1200 Franks und er, der in beiden kein Meister, im Lateinischen höchstens ein talentvoller Schüler war, wurde in dem mitgegebenen Empfehlungsschreiben des französischen Gesandten in Berlin an den Grafen Fontanes in Paris als ein Born der Gelehrsamkeit erklärt. Nach einem Abstecher zu den Hamburger Freunden zog er wirklich aufs neue von dannen.

So unbehaglich er sich in Berlin gefühlt hatte; von den dortigen Freunden wurde er schmerzlich vermißt. Zwei bisher ungedruckte Briefe mögen dies bezeugen. Fouqué schrieb an Varnhagen (8. Februar 1810): „Chamissos Scheiden hat ihm und uns allen sehr weh getan. Wenn wir auch gegenseitig meinen, es sei nicht aufs Leben, vielleicht gar nicht einmal auf lange, und Deutschland werde seinen naturalisierten Sohn gewaltigen Mutterarmes wieder zurückziehn; es ist doch eine bedeutende Trennung; viel Land und Wasser liegt zwischen uns, langsam ziehen die Briefe, und wenn ihn Familie und Landsmannschaft und aller Teufel erst einmal wieder recht fest gepackt hat, bleibt der Erfolg des Streites um ihn mindestens sehr zweifelhaft. Er war vor seiner Abreise auf einen Tag mit Neumann hier und hat sein Bild noch tiefer in

mein Herz, einen Nußkern in den Garten gepflanzt und in Bäume und Scheiben den Leutnant und Professor eingeschnitten ... Wir suchten die Trennungsgedanken mit allerlei Spaß zu verkleiden, aber es wollte nicht gehen. Trüb und nebelgrau sahen sie durch jede lustige Gaukelei hervor. Als er seinen Namen im kalten Windeswehn in einen Baum schnitt, läutete die Abendglocke des Dorfes dazwischen, wie zum langen Abschied — mir durchklang es den Sinn mit allen Klagen der innigsten Wehmut."

Hitzig schreibt an Varnhagen, für Chamisso mitbestimmt, am 30. Juli 1810: „Alles liebt ihn und grüßt ihn hier, die Loest wünscht, daß er ihr ein Bild von seinem jetzigen Aussehn schicke und Antonie hat vorige Woche geseufzt und ausgerufen: ‚Ach, wenn ich doch den Chamisso einmal wieder sprechen könnte,' worüber sie der Onkel bis zu Tränen geneckt hat."

Die zwei und einhalb Jahre, die Chamisso nun in Frankreich zubrachte, die längste Zeit seines Verweilens in der Heimat seit seinen Kindertagen, sind eine Periode schwerer Enttäuschungen, herben Unmuts und kleiner Freuden. Wissenschaft und Poesie erlangten geringe Pflege. Doch ist diese Epoche wichtig, weil in ihr der letzte Kampf um des Dichters Nationalität geführt wurde, ein Kampf, der zugunsten Deutschlands ausschlug.

Die Enttäuschung zeigte sich schon darin, daß die Stelle, wegen deren Chamisso nach Frankreich reiste, anderweitig besetzt war. Da er in einem offiziellen Verzeichnis als „Ersatzprofessor" aufgeführt war, so hätte es nur an ihm gelegen, seine Ansprüche geltend zu machen, um einen andern Posten zu erhalten; er vermied es, weil er von der Protektionswirtschaft angewidert wurde und, wie schon früher einmal, von seiner Sehnsucht nach dem Mutterlande geheilt war.

Da er keinen bestimmten Beruf hatte, so naschte er bald hier bald dort, trieb Spanisch und sammelte französche Volkslieder, die er den deutschen Freunden mitteilte. Auf den

Bibliotheken war er ein häufiger Gast; viel Zeit verbrachte er mit Freunden. Unter diesen nahm Koreff seine alte Stelle ein; von den Engverbundenen erschien Varnhagen zu längerem Aufenthalte in Paris; unter den Hochberühmten wurde Alexander von Humboldt aufgesucht; von den Strebenden, die später in ihrem Fache hervorragende Bedeutung erlangten, zeichneten sich der Philologe Immanuel Becker und der Dichter Uhland aus. Mit de la Foye, der kurze Zeit in Paris war, entwickelte sich wieder die alte Traulichkeit. Auch die Geschwister wurden nicht vernachlässigt: er wohnte bei Hippolyte und machte zu Charles einen Abstecher nach der Champagne.

Sein regster und liebster Verkehr während der Pariser Monate wurde durch eine Arbeit hervorgerufen und durch starke Neigung gefestigt. Die Arbeit war die französische Übersetzung von A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Literatur. Die Bekanntschaft mit dem geistreichen und gelehrten Autor, den er schon vor Jahren in Berlin gesehen hatte, erneuerte er in Paris und verwunderte sich über dessen weltmännisches Auftreten und große Verwöhnung; bei jener Arbeit ersetzte er den jüngeren Bruder des schon erwähnten Schweizers Harscher; seine Arbeitsgenossin wurde Helmina von Chezy. Aber sie wurde ihm weit mehr. Helmina war Dichterin, schon in dritter Generation, ihre Großmutter war die „berühmte" Karschin, die schneller Verse schrieb als andre Prosa; ihre Mutter Karoline Luise von Klenke, die, angeregt durch die Edition der mütterlichen Poesien, auch schüchtern den Pegasus bestieg.

Helmina selbst hatte ein schicksalsreiches Leben zu führen. Sie wurde am 26. Januar 1783 in Berlin geboren, schlecht erzogen und schon sehr jung am 19. August 1799 mit dem Freiherrn K. Gustav von Hastfer, einem rohen und verschwenderischen Manne verheiratet. Die Ehe war unglücklich — wie die dichterische Fähigkeit so schien sie auch die Unfähigkeit, sich in geordneten Lebensverhältnissen zu bewegen, von den weiblichen Vorfahren geerbt zu haben. Wenige Monate nach Ein=

zehn der Ehe beantragte sie die Scheidung, am 28. Oktober 1800 setzte sie sie durch. Nun zog Helmina zur Mutter zurück. Beide Frauen besaßen nicht viel; und als Frau von Klenke 1802 starb, war Helmina mittellos.

Sie war schon vor dem Tode der Mutter nach Paris gegangen. Von der damals berühmten, ihr von Berlin aus bekannten Frau von Genlis gefördert, durch die deutschen Literaturkreise unterstützt, schriftstellerte sie viel für deutsche Journale, gab auch selbst im Cottaschen Verlage eine Zeitschrift „Französische Miszellen" heraus (1803—07), die es auf achtzehn Bände brachte. Helmina war als Herausgeberin und Dichterin in der Heimat wohlbekannt, und als Chamisso und Varnhagen den ersten Jahrgang ihres Musenalmanachs erscheinen ließen, hielt sich ersterer für verpflichtet, der berühmten gleichaltrigen Kollegin ein Exemplar mit zierlichen französischen Wendungen zu übersenden, worin es unter anderm hieß: „La beauté est la déesse de la poésie."

So sprach der Dichter, der vielleicht die Poetin in Berlin als Gattin eines Kollegen erblickt hatte; was Wunder, daß er, der leicht Entzündliche, schwärmte, als er die reife, schöne und durch ihr Temperament unglückliche Frau wiedersah. Helmina hatte 1805 in Paris den bekannten Orientalisten Chezy geheiratet, einen schönen, gelehrten und guten Mann, dem sie zwei Söhne gebar, Wilhelm, der später als Schriftsteller, Max, der als Künstler tätig war. Auch diese Ehe war nicht glücklich, meist durch Helminas Schuld: die phantastisch angeregte, pathetisch schwärmende, äußerliche, für Huldigungen empfängliche Frau war keine passende Lebensgefährtin für einen Mann, der ausschließlich seinen Büchern und für seine Wissenschaft lebte. Sie muß sehr schön gewesen sein, manche von namhaften Künstlern angefertigte Porträts beweisen dies; sie selbst hat sich, freilich nach vielen Jahren, folgendermaßen geschildert: „Mein Haar von feinstem Golde, meine hellblauen Augen, mein rosiger Mund mit sanftgerundeten Lippen, meine schneeweiße Haut, mein schlanker Wuchs."

So trat sie 1810 Chamisso gegenüber, als dieser wiederum nach Paris kam.

In einem längst bekannten Briefe entwarf er von ihr folgendes Porträt. „Ihr ganzes Leben, das sie mehr aus Begeisterung als nach klugem Plane gelebt, ist eine lange Kette von Mißgeschicken, die sie jedoch mit Mut ertragen. Sie ist gut, rein, ganz Liebe, unbegreiflich wie jedes Weib. Sie hat zwei Kinder und eigentlich keinen Mann mehr.*) Die Buben sind wahre Raphaelische Engel mit goldnen Locken und blauen Augen; sie bändigt sie schlecht; sie liebt sie unendlich . . . Sie ist ganz ungelehrt, nur liederreich,**) doch keine Dichterin. Sie hat aber ein unglaubliches Talent zu schreiben."

„Sie ist ganz Liebe." Diese wesentliche Stelle der Charakteristik erfuhr Chamisso an sich: zwischen ihm und der unverstandenen oder sich für unverstanden haltenden Frau entwickelte sich im kurzen Sommer 1810 ein leidenschaftliches Verhältnis, das der Dichter damals eine „Liebe mit Hingebung, Fülle, Selbstvergessenheit" nannte. Wie weit sie gediehen, auf wessen Seite das größere Unrecht war, auf der des freien Mannes oder der gebundenen Frau, soll hier nicht untersucht werden. Sicher ist, daß Helmina, die schon 1810 aus Paris fortzog, ohne je von ihrem Gatten getrennt zu sein, und ein etwas abenteuerliches Leben in Deutschland, am Rhein, in Berlin und Sachsen führte, gewisse Hoffnungen auf Chamisso setzte. Nach 1816 schrieb sie ihm aus Berlin: „Kann ich mich hier doch wieder herzinniglichst nach Montmorency zurücksehnen. — Schöne Zeit! — Mein Adelbert, es ist etwas Großes und Seliges um eine recht wahrhaft süße Lebenszeit, sie leuchtet durch das ganze Leben."

Das ist rührende Frauentreue in der Untreue, die gemeinhin nicht so vom Manne empfunden wird. Chamisso war

*) Chezy zeigte sich nämlich geneigt, Helmina mit ihren Kindern nach Deutschland ziehen zu lassen.

**) Im ersten Druck dieses Briefes durch Hitzig hatte infolge eines Druckfehlers: liederlich gestanden, was Helmina sehr übelnahm.

kein Genießling und kein Zyniker, aber es war nicht seine Sache, von vergangenen Freuden zu träumen oder sich an eine mehr als Dreißigjährige gekettet zu fühlen, die zudem nicht frei war. Obgleich dankbar für das Geschenk ihrer Liebe wurde er in seinen Äußerungen bald kühler und verstummte dann ganz. Nicht einmal seine Verlobung teilte er der ehedem Geliebten mit. Und als diese mit echt weiblicher Resignation nicht über die Tatsache selbst, sondern über das Verschweigen zürnte und die vorwurfsvolle Frage an ihn richtete: „Kannst Du meiner bei Deiner Seligkeit so gern vermissen, daß Dich mein Glück darüber nicht rührt, Dir gar nicht notwendig ist?", da antwortete der also zart Angeredete nicht beschämt oder reumütig, sondern ziemlich abweisend. Einer Schilderung seines Glücks nämlich ließ er die herben Worte folgen: „Ich habe Dein Herz wohl verstanden, liebe Schwester, das ist rein und gut. An Dir hat sich aber die Geschichte grausam erwiesen und Du hast Dich nur als Trümmer Deiner selbst kennen gelernt. Hätte ich etwas für Dich gekonnt, ich hätte es getan."

Das war 1819; bis dahin hatte das Leben des Dichters manche Schwankungen durchzumachen.

Im Juli 1810 wurde Chamisso an den „Hof" der Frau von Stael, der mutigen, geistvollen Schriftstellerin gerufen, die wegen ihrer kühnen Angriffe gegen Napoleon aus Paris verbannt war. Hauptzweck dieses Rufs war, die schon erwähnte Übersetzung des getreuesten Vasallen A. W. Schlegel zu fördern und zu vollenden, Nebenzweck, den Hof um einen neuen Diener zu vermehren. Es gelang nicht, den „ungelenken Bär", der in seinem Benehmen schon weit mehr von einem groben Deutschen, als von einem zierlichen Franzosen hatte, zu einem glatten Hofmann zu erziehen.

Anfangs gab er aus dem schönen ländlichen Aufenthalt recht trübe Schilderungen, unter denen eine Beschreibung seiner Umgebung wiederholt sein mag: „In dieser alten Burg hausen denn nun die vornehmen Geister alle, der kluge, zierliche, kühle,

werfällige Schlegel; die dicke, feurige Stael, leichter, froher, mutiger Bewegung; der milde, fromme Matthieu de Montorency; die schöne, angenehme Récamier; der nüchterne, häßche, kleine, stummlauernde, witzige Sabran; der schöne zarte ordländer Bölck; eine kugelrunde, harte, kalte Engländerin; n guter Teufel von naivem, fröhlichem, zahmem, furchtsamem, esprächigem italienischen Künstler — und ich, nach Zauberers Sitte, räuchre dann diese Geisterschaar nach Herzenslust ein, orüber sie die seltsamsten Gesichter schneiden."

Das wurde eines seiner größten Kümmernisse, daß er in inem Zimmer und in den Gesellschaftsräumen seine Pfeife icht immer in Brand stecken konnte und dafür auf den arten und bei schlechtem Wetter, auf das verschwiegenste emach des Hauses beschränkt war. Aber in der Gesellschaft er berühmten Frau ward er bald so einheimisch, daß er ihr n August nach Fossé bei Blois folgte und noch zwei Jahre n der Nähe der hohen Herrin aushielt.

Freilich nicht ohne Unterbrechung. Den Winter 1810/11 erbrachte er auf Wunsch der hohen Frau bei Prosper Barante, m Präfekten der Vendeé, in — Napoleonville. So wurde die Stadt, die ihm vordem zum Wohnort hatte werden sollen, irklich zu seinem Aufenthalt; er hatte sogar das Vergnügen, esoldung für eine nicht ausgeübte Tätigkeit nachträglich zu halten, lehnte aber eine ihm nochmals angebotene Professur, ie wirklich vorhanden war, nicht bloß auf dem Papiere stand, ndgültig ab. Barante, Verfasser einer Literaturgeschichte des 8. Jahrhunderts, eines Buches, das von modernem politischen Standpunkte aus die vergangene Literaturepoche auch als wirklich ogeschlossen betrachtete, wünschte durch seinen Gast in die deutsche Sprache und Literatur eingeführt zu werden. Er war „ein unger angenehmer Mann, leicht zu leben, sanften Charakters, innvoll, unterrichtet, unparteiisch, hellen Blickes, und er kennt esonders die Geschichte dieser letzten Zeiten und die Personen, ie darinnen groß gewesen und geheißen — er nährt, wie viele, ine stille Verzweiflung." Im ganzen war es ein behagliches,

aber etwas kühles Nebeneinanderleben beider ziemlich gleichaltriger Männer; erst bei der Trennung wurden sie wärmer, so daß der deutsche Dichter in hübschen Abschiedsversen (März 1811) dem Schicksal zurufen konnte, „daß es die nicht scheide, welche fest sich halten.“ Wirklich bewahrte Barante die Erinnerung und erneuerte dem Gefährten die Treue, als er 1835 als französischer für Petersburg bestimmter Gesandter durch Berlin kam.

Die Tätigkeit in Napoleonville war nicht sehr anstrengend; sie ließ dem Dichter Zeit zur Fortsetzung der ihm immer lästiger werdenden Französierung Schlegels, zur Lektüre des Rabelais und der Poeten des sechzehnten Jahrhunderts überhaupt, zum Beispiel Marots, aus dem er Einiges übersetzte, sowie der alten französischen Volksbücher, ferner der Danteschen Dichtungen, der Mystères, die er über die klassische Dichtung der Franzosen stellte. Außer den Übersetzungen entstanden kleine Dichtungen, zu denen Erlebnisse und die Aufforderung Veranlassung gaben, am Kerner-Uhlandschen Almanach mitzuwirken.

Aus der Öde seiner damaligen Stimmung, in der er sich mit starker dichterischer Übertreibung geradezu als „alt, schwach und blind“ bezeichnete, rettete er sich nach Paris. Nachdem er die Pläne auf eine Professur aufgegeben hatte, dachte er an eine Archivarstellung, weniger aus Neigung an dieser Tätigkeit als aus Lust mit seinem de la Foye zusammen zu sein.

Schließlich ging er nach Coppet (Juli 1811) aufs neue zu der Sirene Frau von Stael, die ihn festhielt, um so fester, als A. W. Schlegel den Platz geräumt hatte. Denn wenn er auch vorgab, dort nur seine Schwester, dann seinen Schwager zu erwarten, — der eigentliche Grund seines Bleibens war sie. Diese wunderbare Frau, schön, geistreich, tätig, hatte es ihm angetan, trotz ihrer 46 Jahre. Begünstigter Liebhaber war er wohl gar nicht oder nur kurze Zeit, zum Girren und Schmachten hatte er kein Talent, er blieb grollend und begehrlich, aber er blieb. Er dachte der Vergangenheit, bemühte sich mit Macht, den Zusammenhang mit seinen Berliner

reunden zu erhalten, stellte sich eine Zukunft in Deutschland r, als Mediziner, wie er damals dachte, und bereitete sich zu durch naturwissenschaftliche Studien vor, zu denen er n Auguste von Stael die Anregung empfing.

Sein literarisches Schaffen war gering. Er las viel, altes nd neues, hatte an Goethes „Dichtung und Wahrheit" große reude, vermochte es aber nicht seinen Vorbildern gleich zu un. Das Lustspiel „Conaxa", das er dort vollendete — eine bersetzung oder Bearbeitung nach Etienne — war höchst nbedeutend.

Aber die Monate des Zusammenseins mit Frau von Stael aren nicht verloren. Das Zusammensein mit ihr war kein loßes gesellschaftliches Getändel, obgleich ihr Befehl, das münd- che Geplauder durch schriftliche Konversation — petite oste — zu ersetzen, danach aussah. Man hat den Eindruck, ls wenn in diesem schriftlichen Hin und Her, von dem manche roben bei Hitzig veröffentlicht, andre neuerdings von mir ediert nd, nicht etwa ein künstliches Scharmützel, sondern ein ernster ntscheidungskampf zwischen Mann und Frau, zwischen Fran- osen- und Deutschtum geliefert wurde. Es war der letzte. ls Deutscher ging er aus dem Kampfe hervor. Als Kenner er großen Welt, nicht als ihr Verehrer. Weltmännische itten hatte er mitgemacht, ohne sie anzunehmen. Die große nschauung der gewaltigen Frau jedoch, ihre unermüdliche ielseitige Tätigkeit hatten auf den Gast, der kein teilnahm- oser Zuschauer war, einen mächtigen Eindruck geübt: nicht ls Träumer, sondern als zielbewußter Mann kehrte er nach eutschland zurück. Frau von Stael, in deren Herzen noch inmal eine mächtige Leidenschaft — nicht für unsern stillen ichter — aufgeloht war, verließ Coppet, noch eine Weile itete Chamisso mit dem Sohne das Haus, dann machte uch er sich auf den Weg. Nach einer zu Fuß unternommenen chweizerreise traf er Anfang September 1812 wieder in erlin ein.

---

3. Studium und Weltreise 1813—1818.

Chamisso führte die Absicht, an der neubegründeten Universität Berlin zu studieren, ernstlich aus. Mit besonderem Eifer setzte er die in Coppet begonnenen botanischen Arbeiten fort, machte Exkursionen und vermehrte seine Sammlungen, studierte Anatomie und Zoologie und faßte von vornherein als Ziel eine Weltreise ins Auge. Er lebte vornehmlich mit Neumann und Hitzig, besuchte Fouqué von Zeit zu Zeit, und hielt sich sonst von Gesellschaft fern, um ausschließlich der Wissenschaft zu leben.

Da trat eine neue letzte Versuchung an ihn heran. Der König von Preußen rief sein Volk zu den Waffen. Chamisso wollte sich zuerst als Freiwilliger melden, wurde aber von den Freunden zurückgehalten. Dann erkannte er selbst die Unmöglichkeit eines solchen Schritts. Er rief in Verzweiflung aus: „Nein, die Zeit hat kein Schwert für mich" und fühlte sich unglücklich unter den Begeisterten. Durch Vermittlung des Professors Lichtenstein, eines Universitätslehrers, der sich für ihn interessierte, fand er ein Asyl in der Itzenplitzschen Familie in Cunersdorf (Mai 1813). Auch dort wurde seine Ruhe gestört durch folgenden bisher ungedruckten, gutgemeinten Brief Varnhagens:

„Hamburg, den 18. Mai 1813.

Du weißt es, daß ich fern davon bin, durch unberufenen Rat meine Meinung in das Leben andrer eindrängen zu wollen, und ich bin überzeugt, daß da, wo es nicht nützt, es nur schädlich sein kann. Nicht zureden also, aber darlegen will ich Dir, was die gegenwärtigen Umstände Deinem glücklichen Ergreifen Neues darbieten. Ich habe nämlich hier Deinen Freund Herrn von Stael kennen gelernt, und Du warst wie die Veranlassung so auch der beständige Gegenstand unsrer Gespräche. Sein inniger Wunsch, dich wieder zu sehen

und seine Fragen nach Deinem jetzigen Treiben machte es mir auffallend, daß alles Beste und Größte, was ich von Deinen Beschäftigungen sagen wollte, doch nur immer ein kleines Schattenbild gab, das durch alles Zutun und Steigern gegen die bunten Gestalten des Kriegslebens dunkel zurücktrat, nicht daß ich und alle nicht fühlen müßten, wie eigentlich von dem Punkte, wohin Dich das Schicksal so eigen gestellt hat, kein Weg so notwendig in die Ereignisse der Gegenwart hinabführt und daß Dein Leben einen gewissen einsamen Gang immer wird haben müssen. Allein das Persönliche scheint jetzt Dich einer Sache gesellen zu wollen, der Du durch das Allgemeine unmöglich so verpflichtet sein konntest wie wir andern. Es ist überdies jetzt auf alle Weise die Zeit mit so schweren Verhängnissen belastet, daß man ihr weniger anzugehören scheint, wenn man nicht einen Teil der Last mitzutragen hat, und ich glaube, daß, wenn es Dir jetzt schon unmutige Stunden machen muß, kein Preuße oder Franzose, kein Sachse oder Westfale zu sein, es in der Zukunft kaum auszuhalten sein wird, neben den Völkern auch noch den Taten entgegengeblieben zu sein, die doch diesmal nicht wie sonst in wenigen vorbestimmten Händen vorweg genommen, sondern in gleichem Maße jedem Mitlebenden als edle Preise ausgelebt und beschieden sind.

Nun fügt es sich, daß Du das Abenteuerliche Deiner Lage, weniger als man denken sollte, zu verleugnen und keiner Deiner eignen Richtungen zu entsagen brauchst, weil schon ähnliche Verhältnisse in großen Gestalten auftreten und Dich mit Haut und Haar aufnehmen. Der Kronprinz von Schweden, ein Franzose wie Du, Frankreich entrückt wie Du, und ihm doch angehörend durch Natur und Leben, zieht an der Spitze eines schwedischen Heeres gegen den allgemeinen Feind, gegen den mitzuziehen Dir unter solchen versöhnten Umständen weniger Verleugnung kosten muß, als unter allen andern, wo man mit tölpelhaftem Unsinn Deinen Namen und Dein Franzosesein in ein blödsinniges Geschimpfe hineinzöge, statt daß hier

Deine Eigenschaften dieser Art durch das ragende Bild eines hochherzigen ritterlichen Landsmannes geschützt und gehegt würden, zu innerer Befriedigung mehr noch als zu äußerer des in Gegensätzen schwankenden Gemüts. Stael zweifelt nicht, mein teurer Freund, daß Du beim Kronprinzen als Ordonnanzoffizier angestellt werdest, wenn Du es wünschest, und er wartet nur auf Deine Einwilligung, um die nötigen Schritte deshalb einzuleiten. Er wird Dir das alles selbst schreiben.

Soll ich Dir noch besonders und dringend dazu raten? Du hast das Herz auf dem rechten Flecke, Du bist ein gedienter Offizier mit mancherlei Kenntnissen, die Dir hier sehr viel, in jeder andern Lage wenig nützen können. Es kann Dir nicht fehlen auf die angenehmste und ersprießlichste Weise an Begebenheiten teilzunehmen, die fast keinem jungen Mann erlauben, sich ihnen zu entziehen.

Dies ist alles, was ich Dir über einen Entschluß sagen kann, den Du übrigens zu fassen oder zu verwerfen immer recht behalten wirst."

Chamisso mußte ablehnend antworten. Er blieb monatelang in seinem Asyl, eifrig seiner Wissenschaft hingegeben, mit ernstem Blicke die Kriegsereignisse betrachtend. Seine umdüsterte Stimmung geht zum Beispiel aus einem bald nach der Schlacht von Großgörschen, im Mai, geschriebenen Briefe an Hitzig hervor, von dem bisher nur folgende Anfangszeilen bekannt sind: „Das Brandenburgische Quirassir-Regiment soll fast vernichtet sein — wieviel des Blutes mögen wir schon vergossen haben, und was wird das Ende sein! Was wird einst auf das Wofür die Antwort — nicht an der Dummheit der Fürsten, an ihren Sünden werden wir zugrunde gehen." In dieser Betrachtung entstand während des Augusts und Septembers — die Vorrede ist vom 27. September datiert — eine Dichtung: „Peter Schlemihls wundersame Geschichte."

Der „Peter Schlemihl" ist wirklich eine wundersame Geschichte; der Held erzählt sie selbst in Briefen, die er an Chamisso richtet.

Schlemihl, ein jüdisches Wort, etwa Pechvogel, mit einer gewissen humoristisch-ironischen Nebenbedeutung, kommt nach einer langen Seefahrt nach der Hafenstadt und eilt zu einem reichen Mann, um ihm von dessen Bruder ein Empfehlungsschreiben abzugeben. Dort bemerkt er in der Gesellschaft, in die er zugelassen wird, einen kleinen grauen Mann, der ein Fernrohr, einen kostbaren Teppich, ein Zeltdach und drei Rappen aus seiner Tasche zaubert. Diesem „Mann im grauen Rock", dem Teufel, verkauft er seinen Schatten gegen Fortunati Glückssäckel. Bald aber bereut er seinen Kauf, obgleich er dem Säckel unendliche Schätze entnimmt. Denn er wird infolge seiner Schattenlosigkeit der Kinder Spott, muß sich in einem prächtigen Hause verkriechen, in dem er nur der Treue seines Dieners Bendel vertraut, den er zum Mitwisser macht, kann aber den Verkäufer des Glückssäckels nicht mehr erlangen, nur die Mitteilung wird ihm, daß jener in Jahr und Tag wiederkommen werde; so bleibt er als armer Reicher zurück. Mag er sich auch in Gold wälzen und das Gold verschwenderisch ausstreuen, er ist innerlich elend und äußerlich unglücklich. Überall leidet er durch seinen seltsamen Mangel, so sehr auch der getreue Bendel ihn mit seinem Schatten zu decken versucht. Er verliert die schöne Fanny, später in einem Dorfe, wo er wie ein König empfangen worden, die anmutige Mina, die Förstertochter, ja er muß es sogar erleben, daß sein ungetreuer Diener Raskal, nachdem er sich an seinen Schätzen bereichert hat, ihn verrät und bei der Braut verdrängt. Da erscheint der Teufel wieder und will den Schatten Schlemihl zurückgeben für seine Seele. Der Unglückliche weigert sich, verläßt Bendel und seine Schätze und will entfliehen. Der Teufel gesellt sich wieder zu ihm, bleibt sein Begleiter, lockt ihn mit dem künstlich angehefteten Schatten, muß aber entweichen, nachdem Schlemihl in der Erkenntnis, welches Verderben ihm beim Rückkauf droht, den Glückssäckel weggeworfen und den Bösen verdammt hat. Verarmt, schattenlos, aber erleichterten Gewissens will er Bergarbeiter werden, weil er in diesem Stande noch am ehesten

seinen Schatten entbehren könnte, kauft sich ein Paar Stiefel und entdeckt zu seinem Erstaunen, daß es Siebenmeilenstiefel sind. Mit ihnen durchwandert er als Naturforscher die ganze Welt, siedelt sich in der Thebais an, wo er als einzig lebendes Wesen seinen Pudel Figaro um sich duldet, wird während einer Krankheit in einem seinen Namen tragenden, von ihm erbauten Hospital von Bendel und Mina verpflegt, denen er unbekannt bleibt, und beschließt sein Leben in der „Buße der Versöhnung".

Ist diese Erzählung ein bloßes Spiel der Phantasie? Der Dichter will es uns glauben machen, da er in seiner Selbstbiographie, die vor der Reisebeschreibung steht, berichtet, er habe es geschrieben, „um sich zu zerstreuen und die Kinder seines Freundes, Hitzig, zu ergötzen". Auch in einem Briefe behauptet er, daß er mit dem „Schlemihl", wie mit seinen Werken überhaupt, nichts Bestimmtes gewollt habe, daß es zufällig entstanden sei. „Ich hatte", so fährt er fort, „auf einer Reise Hut, Mantelsack, Handschuhe, Schnupftuch und mein ganzes bewegliches Gut verloren; Fouqué frug: ob ich nicht auch meinen Schatten verloren habe? und wir malten uns das Unglück aus". Eben diese Ausmalung ist es vielleicht, von der ein Freund Chamissos berichtet, wenn die Erzählung nicht etwa als eine Folge der Schlemihl-Erzählung angesehen werden möchte: Der Dichter ging einmal mit Fouqué spazieren. Die Sonne warf lange Schatten, so daß der kleine Fouqué nach seinem Schatten fast so groß aussah, wie der hochgewachsene Chamisso. „Sieh, Fouqué," sagt da Chamisso, „wenn ich dir nun deinen Schatten aufrollte und du nun ohne Schatten neben mir wandern müßtest?" Fouqué fand die Frage abscheulich und reizte dadurch Chamisso, die Schattenlosigkeit neckisch weiter auszubeuten." Aber am Ende der Erzählung selbst findet sich eine Nutzanwendung des Inhalts, der Mensch, der unter den andern leben wolle, solle zuerst den Schatten verehren lernen und dann das Geld; und in der Einleitung zu einer französischen Ausgabe teilte der Dichter eine Erklärung aus einem physikalischen Lehrbuch mit, der Schatten sei das Solide.

Beide Erklärungen können indessen nur gutmütige Scherze
des Autors sein. Näher kommt man dem wirklichen Sinn,
wenn man die Einleitungsbriefe Fouqués und Hitzigs liest,
denen der Autor sein Manuskript anvertraute, zum Beispiel
die Worte: „Es trügt mich alles, oder in unserm Deutschland
schlagen der Herzen viel, die den armen Schlemihl zu ver-
stehen fähig sind und auch wert.“ Wenn man sich erinnert,
daß Bendel und Figaro, Diener und Hund Chamissos im
Kriege von 1806 sind, daß die beiden vorkommenden Frauen
Fanny und Mina (nicht Minna), die Vornamen von Frauen
führen, die auch Chamisso nahestanden: Fanny Hertz in Ham-
burg, eigentlich Varnhagens Freundin, aber auch von unserm
Dichter verehrt, sowie Helmina Chezy, daß das Werkchen im
Sommer 1813 gedichtet wurde, als der Dichter einen Moment
daran dachte, in den Krieg zu ziehen, und durch Varnhagen
versucht wurde, mit den Schweden gegen Frankreich zu kämpfen,
so wird man an der Deutung nicht zweifeln: Peter Schlemihl
ist Chamisso selbst; „dem ich vielmehr in dem Leib stecke“,
sagt er in einem Briefe an Hitzig.

Nicht in allen Einzelheiten läßt sich die Lösung durch-
führen, aber im allgemeinen kann man sagen: ein Schlemihl,
ein Unglücksvogel war er auch, der alles versucht und nichts
erlangt, oft geliebt und begehrt und kein Weib heimgeführt
hatte. Er hatte seinen Schatten verkauft: als Franzose war
er preußischer Offizier geworden, von keinem recht angesehen,
von manchem gehaßt. Jahrelang hielt er aus, immer in
der Hoffnung, innere und äußere Ruhe zu erlangen; der Be-
geisterungssturm des Jahres 1813 schien ihn einen Augenblick
fortzureißen, bis er sich erinnerte, daß er ein Vaterlandsloser
sei. Und damit auch die seltsame Lösung mittels der Sieben-
meilenstiefel und der naturwissenschaftlichen Arbeit ihre Parallele
in des Dichters Leben finde: er hatte den Abschied aus dem
Militär erlangt, nun warf er auch den letzten Gedanken fort,
in Frankreich Amt und Brot zu finden; in dem weiten Ge-
biete der Wissenschaft, in dem es keine Vaterländer gab, suchte

er sein Heimatrecht. Der Zweiunddreißigjährige mußte große Schritte machen, um das Versäumte nachzuholen, aber er hoffte sein Ziel zu erreichen. Trotz alles Unglücks, das ihn bisher verfolgt hatte, walteten über seinem Geschick günstige Sterne: Freundschaft und Liebe, wenn sie ihn auch früher betrogen, hoben und stärkten ihn.

Mit dieser Deutung ist der nahe Zusammenhang der Dichtung mit dem Leben des Poeten dargetan. Schon sind dabei einzelne Personen erwähnt, über die noch einiges gesagt werden muß. So wenig Chamisso in allem und jedem mit dem Helden seines Märchens übereinstimmt, so wenig entsprechen Bendel und Fanny den Persönlichkeiten, dener sie ihre Namen entlehnen. Der ehrliche Bursche, der der preußischen Leutnant in seinem einzigen Kriegszuge begleitete war gewiß ein braver Kerl, aber zu der Vorsorglichkeit un Aufopferung, die der Diener im Märchen zeigte, bedurfte es größern Verstandes und innigerer Zuneigung, als dem Offi ziersdiener gegeben waren: es ist ein Ehrendenkmal Hitzigs das der Dichter dem Treuesten seiner Treuen bereitete, seinen literarischen Helfer, seinem Engstverbundenen, der ihn au den Ketten der Sirene gelöst hatte, ihm in seinem Hause ein Freistatt gab, ihn, wie der Dichter sagte, in keiner Gefah verlassen würde.

Fanny hat von Fanny Hertz nur den Namen, nicht de Charakter. Die wirkliche Fanny, die mit Varnhagen eine jener damals häufigen romantischen Verhältnisse zwischen ein verheirateten Frau und einem jüngeren Schriftsteller unterhiel in denen geistiges Schwelgen mit minniglichem Kosen un auch soliden Genüssen sich so seltsam verband, war nach Var hagens Schilderung „teilnehmend, menschenfreundlich, woh tätig bis zum Übermaß, freisinnig, vorurteilslos, das nächs mit Billigkeit schätzend, dabei doch nicht selten von ihm ve letzt, einer feinern Bildung schon teilhaftig und zu höher eifrig emporstrebend". Ihr vollkommenes Gegenbild ist d Fanny des Märchens, sie sucht nur den Mann und den Genu

trägt nach Geistigem kein Verlangen, ist völlig äußerlich, verlangt Befriedigung ihres Ehrgeizes und Anerkennung ihrer Schönheit. Eine große Kokette ist sie; ihr Urbild braucht man nicht lange zu suchen: es ist Ceres Duvernay, durch die der Dichter jahrelang glücklich und unglücklich ward.

Mina dagegen hat von Helmina viel mehr als den Namen. Daß gerade diese Partie, der Bruch mit Mina, weil in des Dichters Seelenleben eingreifend, ihm viel Mühe machte, sagt er selbst an einer wenig beachteten und sehr bemerkenswerten Stelle: „Mein viel gefürchtetes viertes Kapitel hab ich mir nach vielen Kurven gestern aus einem Stück, wie eine Offenbarung aus der Seele geschnitten und heute abgeschrieben." Nur eine wirkliche große Herzenserfahrung besaß der Poet außer der Brautschaft mit Ceres: das war die mit Helmina erlebte Idylle. Die völlige Hingebung, das Ganz-Aufgelöstsein in Liebe, die schwärmerische Redeweise der Mina, das alles erinnert an die Dichterin; der einsame in Wald gelegene Förstergarten hat mit dem verschwiegenen Park von Montmorency eine seltsame Analogie. Mina entsagt, wie Helmina unter einem Zwang der Verhältnisse: bei jener heischt der Vater gebieterisch die Erfüllung seines Willens; bei dieser zwingt die Rücksicht auf Gatten und Kinder zum traurigen Rückzug. Aber auch Helminens Liebe blieb; gewiß wäre auch sie als treue Krankenpflegerin dem Freunde nachgeeilt, wenn er ihrer bedurft hätte.

Nur eine Persönlichkeit ist ganz frei erfunden: Raskal. Der gelegentlich angestellte Versuch, in dem französischen Beamten bei der Armee in Spanien, Montcarel, der 1809 Ceres Duvernay heiratete, sein Urbild aufzuweisen, ist völlig mißglückt, schon aus dem einfachen Grunde, weil er zu der Zeit, da diese Schilderung stattfand, Ceres' Ehemann war und dem Dichter nicht als ein Räuber seines Guts erschien. Aber auch sonst fehlt jeder Anhalt, eine Persönlichkeit aus Chamissos Kreise zu fixieren: den Luxus vieler Diener konnte sich der arme Poet nicht leisten, und einen Feind, der ihn tückisch um seine Schätze

betrog, besaß er nicht. An den „berühmten Mann", der ihm gerade in den Zeiten seines tiefsten Elends versagte, zu denken (vgl. oben S. 37), verbietet so gut wie alles.

So sehr nun der Dichter die Idee des Ganzen aus seinen Schicksalen, seiner Umgebung und den Zeitverhältnissen schöpfte, so sehr verwendete er literarische Motive. Zunächst freilich klopfte er wiederum bei sich an. Das Motiv der Teufelsverschreibung hatte er in seiner Faustszene, das des Glücksäckels im „Fortunat" angewendet. Bleibt das Motiv des verlorenen Schattens. Der Schattenaberglaube, wie ihn der Dichter in Volksüberlieferungen und Gedichten vorfand, ist nach Walzel der folgende: „Der Teufel wird als gewaltiger Riese gedacht, der seinen Zoll und Zehnten nimmt. Bald eignet er sich den ersten zu, der über die Brücke geht, bald den letzten. Nach einer spanischen Sage unterhielt er in Salamanca sieben Schüler, hatten sie ausgelernt, so zahlte der letzte das Gelag mit seiner Seele. Da zeigte denn einmal der letzte bei seiner Entlassung auf seinen Schatten und rief: ‚der ist der letzte'. Der Teufel nahm den Schatten, der entschlüpfende Lehrling blieb sein Leben lang schattenlos. Die weitverbreitete Sage betont die traurigen Folgen des Schattenverlustes mehr oder minder stark; der vom Teufel Gezeichnete sieht sich von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen. So freut sich denn auch der Aberglaube eines gesunden und kräftigen Schattens und will zwischen ihm und einem schwächern, blassen unterscheiden."

Sonst darf man in der Heranziehung literarischer Parallelen nicht verschwenderisch sein. Chamisso gestand selbst zu, aus einer Erzählung des deutschen Lafontaine den Zug entnommen zu haben, daß ein gefälliger Mann in einer Gesellschaft allerlei aus der Tasche zog, was eben gefordert wurde, lehnte es jedoch ab, aus Agrippa d'Aubignés Baron de Feneste den Unterschied von Schein und Sein gelernt oder entnommen zu haben. Auch andre literarische Parallelen sind nicht sehr schlagend; nur das eine kann man gelten lassen, daß er das der

i'benmeilenstiefel aus Tiecks „Phantasus“ und das unsichtbar
a:hende Vogelnest, das der Teufel besitzt und Schlemihl ein=
al wegnimmt, aus einer Erzählung Grimmelshausens
t:nahm.

Das Werk wurde eins der populärsten unter den Schöpfungen
s Dichters, wenn nicht das volkstümlichste. Es begründete
t seinen Dichterruhm. In zahlreichen deutschen Ausgaben
ırde es verbreitet, in manchen Übersetzungen; an der fran=
ösischen war Chamisso selbst beteiligt. Wieso gerade England
. dem Werke besondern Anteil nahm, wie der Dichter selbst
ıstatierte, ist schwer zu erklären.

Der Ruhm war wohlverdient. Das Werk trifft in aus=
zeichneter Weise den Märchenton: es dient Kindern zur Er=
ł;ung, da das Lehrhafte nicht aufdringlich hervortritt, und
br Erwachsenen Stoff zum Nachdenken. Es ist trefflich kom=
ı:iert. So phantastisch es ist, so enthält es doch eine Reihe
n realistischen Zügen, die der Wirklichkeit abgelauscht sind.
ie hübsch ist zum Beispiel die Schilderung, wie der plötzlich
:ichgewordene sich buchstäblich im Golde wälzt! In seinen
rstellungen wirkt es plastisch, ohne wortreich zu sein. Ham=
'g, der Schauplatz des Anfangs der Erzählung, ist mit wenig
trichen glücklich gezeichnet. Mit dem Ernst, ja dem Schauer=
[en kontrastiert wirksam der gesunde Humor. Ein höchst ge=
ı:genes Pröbchen davon ist der Einzug des Schlemihl als Graf
:er in die kleine Stadt, bei dem man ihn für den König hält.
löglicherweise ist hierbei, auch bei dem stummen Verhalten
s Grafen=Königs, für den der getreue Bendel das Wort
ḥrt, an Friedrich Wilhelm III. gedacht.) Und daneben hat
: humorvolle phantastische Dichtung den intimen Reiz eines
eelengemäldes, eines großgedachten Selbstbekenntnisses. Man
uß geradezu gegen den Dichter behaupten, daß das Werk
n bloßes Spiel war. Wie der „Werther“ für Goethe eine
lbstbefreiung war, so der „Schlemihl“ für Chamisso; nun
it hatte er mit der Periode des Schwankens, der Selbst=
ıälerei abgeschlossen. Jetzt konnte er wirklich sagen, was er

schon vor einigen Monaten behaupten zu dürfen geglaubt hatte: „Ich bin einmal mit mir und der Welt in Eintracht und aus der Lüge heraus." Als freier Mensch schritt er einem neuen Leben und dessen großen Aufgaben entgegen.

Im Oktober 1813 kam Chamisso nach Berlin zurück. Er studierte weiter aufs eifrigste: Botanik, Zoologie, hörte gelegentlich auch ein lateinisches Kolleg bei Friedrich August Wolf. Die ersten botanischen Arbeiten gehören dieser Zeit an. Sein Verkehr war sehr gering; einer seiner wenigen Freunde, ein Kaufmann Müller, starb plötzlich; einen noch herbern Schmerz erfuhr er durch den Tod von Hitzigs Frau, die ihm eine liebevoll tätige Freundin gewesen war. Briefe aus jener Zeit sind höchst spärlich bekannt.

Seine Sehnsucht, die gewonnenen Kenntnisse auf einer Weltreise zu verwerten, ging früher in Erfüllung, als er zu hoffen gewagt hatte. Im März 1815 wurde er von dem schon genannten Professor Lichtenstein dem Prinzen Max von Wied-Neuwied zu einer solchen Reise empfohlen, konnte aber nicht mehr angenommen werden. Dagegen hatte die im Mai 1815 gleichfalls durch Lichtenstein von Hitzig an den Staatsrat Otto von Kotzebue, der im russischen Auftrage eine Entdeckungsreise in die Südsee zu machen hatte, gerichtete Empfehlung einen bessern Erfolg; durch einen Brief des Kapitäns Krusenstern, des Vertreters des Ausrüsters der Expedition, des Grafen Romanzoff, vom 12. Juni 1815 wurde Chamisso zum Naturforscher der Expedition ernannt. Demgemäß verließ er Berlin am 15. Juli 1815 und betrat es wieder am 31. Oktober 1818.

Von Berlin aus fuhr er mit der Post nach Hamburg und versäumte nicht unterwegs zu botanisieren. In Hamburg lebte er mit den alten, schon häufig erwähnten Bekannten und lernte neue kennen: den Buchhändler Perthes, von dessen Kommis er scherzhaft als der große Reisende Mungo Park

zeichnet wurde, so daß er von dem Volke als solcher begrüßt ward, dann den russischen Gesandten Struve, der zugleich ein gelehrter Mineraloge war. Mit der Post fuhr er weiter nach Kiel, wo er von guten Bekannten freundlich aufgenommen wurde, von dort per Schiff nach Kopenhagen. In der dänischen Hauptstadt führte er mehrere Tage mit Öhlenschläger, Professor Örstedt und andern Dänen, auch mit Professor Pfaff aus Kiel ein fröhliches Leben. Am 9. August kam der Rurik an, der nun für drei Jahre seine Wohnung abgeben sollte. Von dem Schiff gibt er in einem Brief an Hitzig folgende Beschreibung: „Das Schiff ist ganz klein, eine Kutterbrigg von 20 Mann Equipage, sechs Stück eisernen Kanonen, zwei metallenen und zwei kleinen Haubitzen — eine Kajüte für den Kapitän, eine zweite mit vier Betten und der Schiffsraum für die Equipage (die Artillerie ist auf dem Verdecke). Der Kapitän, zwei Offiziere, gute schmucklose russische Russen, von denen nur einer schlecht französisch und keiner deutsch kann, ein junger, bescheidener, heiterer, wissenschaftlich gebildeter deutscher Schiffsarzt (Eschscholtz), ich der Naturforscher der Expedition, in den vier Betten der Kajüte, außerdem in Hängematten im Schiffsraum der Zeichner der Expedition, ein fröhlicher gutmütiger Mann (Choris), der das Pulver nicht erfunden hat und der mit Marschall Bieberstein als Zeichner auf dem Kaukasus gewesen, und endlich ein freiwilliger Naturforscher, der Leutnant Wormskiold aus Kopenhagen, der schon in naturhistorischer Hinsicht eine Reise in Grönland gemacht hat, wo er in einem Jahre unerwartete Schätze gesammelt hat, der eifrigste Naturforscher, der beste Knabe von der Welt, mein sehr guter Freund, der mit seinem Verhältnis auf dem Schiffe vollkommen zufrieden ist, und den mitzuhaben mich unendlich freut. Lauter junge, willige, gesunde, nicht genialische Leute, von denen jeder vielleicht wohl ennuyant werden könnte, keiner aber meschant. Die Poesie wird uns nicht in die Luft sprengen, einen Astronomen haben wir nicht mit."

Die hier kurz erwähnte Schiffsgesellschaft, die mit einer

einzigen Ausnahme für die lange Zeit sein ausschließlich Umgang war, wird in demselben Briefe ausführlich folgende maßen charakterisiert.

„Schiffsgesellschaft. Otto Astawitsch, Kapitän von Kotzebu Ein junger frischer Seemann, ohne Härte für Schiffsordnun und mit Fleiß für Gemächlichkeit und Gesundheit seiner Mann schaft sorgend. Gleb Simonowitsch, erster Leutnant Schischm reff. Ein fröhlich strahlendes Vollmondgesicht, in das ma gerne schaut; er lacht gesund, und hat für das Komisch nicht nur Sinn, sondern auch Talent. Seine Sprache i nur die russische, von andern hat er aus dem Schulunterric nur einige Konjugationen und Phrasen behalten, die er sel lustig anzubringen weiß. Er führt die Geldrechnung de Schiffes und ist älterer Offizier als Otto Astawitsch. Iwa Jakowlewitsch, zweiter Leutnant Sacharin, ein kränklicher Mensc den ich bei der gehofften Rückkehr nicht unter uns mehr z zählen sehr fürchte, reizbar, jedoch gutmütig, spricht etwa französisch und etwas italienisch. Iwan Iwanowitsch, Schiff arzt, Doktor Eschscholtz, ein guter Kerl aus Dorpat, wo mit Eversmann in gutem Verhältnis stand. Es läßt si gut mit ihm leben, und insofern daran zu denken ist, arbeite Adelbert Loginowitsch von Chamisso, Naturforscher der Exp dition dem Berufe nach, und dem Verhältnis nach wie ausgesprochen „Passagier auf einem Kriegsschiff, wo man nic gewohnt ist, welche zu haben“ davon weiter unten. Mart Petrowitsch Wormskiold in ähnlichem Verhältnis. Es lä sich gut mit ihm leben, nur nicht arbeiten. Er hat auf ei mich unangenehm überraschende Weise das Mein und De eingeführt, wo ich Gemeinschaftlichkeit erwartete. In Gel sachen edel und leicht und im Leben sonst gutmütig u stachellos. Login Andrewitsch Choris, Zeichner der Expeditio und der Herkunft nach ein Deutscher, sonst ein Russe, die lei haftige Gutmütigkeit selbst, mehr als die Kunst. Er kar einen Kopf charakteristisch, leicht und nicht ohne Talent zeichne naturhistorische Gegenstände gut und am befriedigendsten ei

ndschaft. Kaffee um sieben Uhr, Mittagessen um zwölf, Tee
n fünf, Abendessen um acht. Jede Mahlzeit zweimal wieder-
lt, da ein Offizier auf dem Verdeck die Wache hält. Der
isch wohl gut, aber ein Essen, wobei man so lange so an-
ltend gebrochen hat, wird einem wunderbar zum Ekel. Erst
f dieser Überfahrt habe ich die Seekrankheit kennen gelernt,
d noch bin ich nicht durch; sobald das Schiff nur rollt,
n ich hin. Das Essen besteht in Schinken, Schtschi, Kohl-
ppe, (solange Gott Frischkohl gönnt) oder sonstigen Suppen,
leisch mit Reis oder Makkaroni im Wasser gekocht und einem
rten Pudding, die Mittagsgerichte auf dem Abend wieder
fgetragen. Das Wasser schlecht, oft kaum trinkbar, und der
pitän scheint eine Filtriersontäne, die ich einzurichten mich
boten habe, nicht zu wollen. „Das Filtrieren benehme dem
asser die Nahrungsteile." Der Schnaps, schlechter schmutziger
in, mir sehr fatal. Bier oder Wein mag jeder sich halten;
habe dafür keinen Raum; Suppe, Fleisch und Schnaps,
r Tisch überhaupt ist der des Kommandos, nur mit dem
en oder andern Gerichte vermehrt, geraucht wird nur in
r Kajüte. Wir schlafen also vier, wohnen sechs, essen sieben
der engen Kajüte an dem kleinen Tische. Die Ordnung
teht darin, daß nicht auf dem Verdecke, nicht in der Kajüte,
cht außerhalb des jedem angewiesenen Raumes ein Blatt
pier, ein Strohhalm sich unter irgendeinem Vorwande
rfe sehen lassen, ich habe für meinen Teil mein Bett, dessen
andfächer mit Büchern vollgepfropft sind, schwer herauszu-
den, wenn man sie braucht, und drei oder vier Schubladen
runter, eine ist mir zum Besten von Choris abgekürzt. Das
pier, das wir angeschafft, die Insektenkasten usw. sind im
teren Raume, schwer zugänglich oder ganz und gar unzu-
nglich und verschwunden. Das Leben wird auf dem Schiffe
einem angenehmen Faulenzerleben, aber um etwas zu tun,
uß man die Momente und die Gelegenheit stehlen, und so
beiten kann ich nicht."

Am 13. August sollte die Fahrt von Kopenhagen beginnen,

das Schiff mußte aber bis zum 17. des widrigen Windes wegen vor Anker liegen.

In der Nacht vom 2. zum 3. September sah Chamisso die französische Küste „deren Nähe mich seltsam befing“.

Am 7. September landete er in Plymouth. Dort machte er für eine ziemlich große Summe Einkäufe, wurde in Begleitung seines Kapitäns zu mehreren Gesellschaften aus Gelehrtenkreisen gebeten, sah Engländer nur dann lachen, wenn er englisch mit ihnen sprach, besuchte zweimal das Theater und bewunderte das Marinespital. Eine Orgel, welche die Schiffsgesellschaft auf gemeinsame Kosten angeschafft hatte, wurde alsbald wieder entfernt. Statt am 25. September, wie man beabsichtigt hatte, konnte man des widrigen Windes wegen erst am 4. Oktober die englische Stadt verlassen. Die ersten zehn Tage war Chamisso furchtbar seekrank, wie er denn überhaupt auf der ganzen Reise mit der tückischen Krankheit zu kämpfen hatte. In der Nähe von Madeira freute er sich des himmlischen Klimas, er lernte dänisch, konnte aber das Russische trotz aller Mühe sich nicht aneignen, spielte jedoch sonst infolge seiner Sprachkenntnisse häufig den Dolmetscher. Am 28. Oktober ging das Schiff vor St. Cruz vor Anker, wo Chamisso mit Eschscholtz die Insel durchstreifte und mit Fleiß botanisierte. Am 1. November wurde die Fahrt fortgesetzt. Nun begannen die Streitigkeiten mit Wormskiold, in denen der Kapitän auf seiten Chamissos stand; jener gedachte ursprünglich schon in Brasilien das Schiff zu verlassen, blieb aber doch noch und entfernte sich erst in Kamtschatka. Brasilien wurde am 11. Dezember erreicht.

Eine ausführliche Reisebeschreibung steht in den Werken. Sie verdient nicht ganz das Lob, das ihr zuteil geworden ist. Zunächst aus dem Grunde, weil die Einteilung in „Tagebuch“ und „Ansichten und Bemerkungen“ eine unbefriedigende ist. Jenes ist Quelle und hätte als solche zur Grundlage einer Darstellung benutzt werden können, nicht aber wörtlich abgedruckt werden müssen. Es ist in seinen wesentlichen Teilen

ur für Fachleute interessant; der Verfasser scheut sich fast, llgemeine, nicht fachmännische Bemerkungen zu geben und ntschuldigt sich, wo er dies tut.

Diese Nüchternheit, das absichtliche Zurückdrängen jedes gnen Gefühls und Gedankens zeigt sich höchst charakteristisch e der Erwähnung von St. Helena, in dessen Sicht das Schiff am 24. April 1818 gelangte. Chamisso erzählt: Unser Käpitän hegte den Wunsch, an dem Felsen des gefesselten Prometheus anzulegen; das ist begreiflich.“ Er berichtet dann weiter, daß die Engländer sie anwiesen, die Nacht ch ruhig zu verhalten und dann weiter zu fahren, wie, infolge eines Mißverständnisses, von den Forts der Insel dreimal Kanonenkugeln gegen das Schiff geschleudert wurden und ie sie dann unbehelligt aber unverrichteter Sache weiterfuhren. as ist alles. Von den Empfindungen, in der Nähe eines er größten Männer des Jahrhunderts zu sein, kein Wort, der ein Laut des Mitgefühls für den Gefangenen, noch ne Äußerung der eignen Stimmung. Was mußte der ranzose hier fühlen, beim Kerker dessen, der seiner Heimat röße und Fall verschafft hatte, was der Deutsche, dessen eschick durch das Erscheinen und die Taten des Gewaltigen mannigfach bestimmt worden waren!

Die häufigen Verweisungen auf die „Ansichten und Bemerkungen“ ermüden. Aber auch diese geben, getreu ihrem itel nur Einzelheiten, sie vermeiden farbenprächtige Schilderungen, landschaftliche Bilder, sie treiben die Schlichtheit u wenig weit. In allen übrigen Abschnitten von Chamissos eben kann sich der Biograph auf die Briefe stützen und ndet in ihnen ausführliche Darstellungen der äußern Vorgänge, humorvolle und gemütreiche Schilderungen des innern ebens; für diesen wichtigen Abschnitt versagt diese Quelle rchaus; nur am Anfang und am Ende stehen einige; sonst die Verbindung mit den Getreuen abgeschnitten.

Noch ein andrer Umstand scheidet diese Periode von den brigen unsres Helden. In allen sonstigen macht sich ein

Kämpfen bemerkbar, nicht immer ein Siegen, aber doch ein Streben nach einem bestimmten Ziele; nur hier ist er leidend; wie von Wind und Wetter, so ist er abhängig von Gunst und Ungunst der Vorgesetzten, von der guten Laune der Schiffsgenossen, von dem Zufall, den das Land ihm beut, das er betritt. Auch von einer innern Entwicklung kann nicht die Rede sein: die Dichtung schweigt so gut wie vollständig, denn „Salas y Gomez" ist fast ein Jahrzehnt nach der Rückkehr entstanden, höchstens der Sturm von Unalaschka regte ihn zum Dichten an. Noch ein andres kommt hinzu, die Reisebeschreibung nicht als eine vollwichtige und ausgiebige Quelle für die Lebensschilderung erscheinen zu lassen: Chamissos Rücksichtnahme und Ängstlichkeit in der Beurteilung. Seine Zuneigung drückt er gelegentlich, seine Abneigung selten und fast nie entschieden genug aus.

Zu Unmut und Haß hatte er mehr als hinreichenden Grund. Nicht bloß gegen seinen böswilligen Konkurrenten Wormskiold, von dem er ziemlich spät befreit wurde, sondern auch gegen andre, den Leiter, die Genossen, die Schiffsbemannung. Von den meisten wurde er, wenn auch nicht als Feind, so doch als Eindringling, zum mindesten als unbequemer Gast betrachtet. Seine wissenschaftlichen Arbeiten, die mit dem eigentlichen Zwecke der Expedition in keinem unmittelbaren Zusammenhang standen, wurden nicht einmal von denen, die Verständnis dafür hätten besitzen können, gefördert, von den Unverständigen geradezu mit Mißachtung angesehen. Wenn man hört, daß der Kapitän selbst bisweilen so weit ging, ihm den Urlaub zu versagen, so wird man sich nicht wundern, daß der Forscher weder Arbeitstisch, noch Aufbewahrungsräume besaß. Oft fehlte es ihm an den nötigen Gerätschaften und Papieren. Ja, die Ballen, die er unter so vielen Erschwerungen zusammengebracht hatte, wurden so völlig mißachtet, daß sie über Bord geworfen wurden. Dadurch wurde nicht nur die mühevolle Arbeit vieler Monate vernichtet, sondern auch die Lust am Weiterarbeiten geschmälert.

arbeitet gern, wenn er fürchten muß, daß er die Früchte
r Tätigkeit nicht genießen kann? Bei solch bedauerlichen
änden ist es geradezu erstaunlich, daß Chamisso nicht die
de am Forschen und Sammeln gänzlich verlor; zur Er=
ng dieses unentwegten Beharrens auf dem einmal ein=
lagenen Wege darf man einerseits an seine unzerstörbare
zur Wissenschaft erinnern, die gerade, da sie spät ent=
den, um so stärker und zielbewußter war, an seinen freu=
n Optimismus, der sich selbst durch Schädigung des müh=
Erworbenen und durch Unverständnis gegen das Erstrebte
t zerstören ließ, und an seinen gesunden Humor.

Mit einem aus der Schiffsgesellschaft blieb er zunächst in
rem Einverständnis, dem Maler Choris, wenn es auch an
renzen nicht fehlte, mit einem andern schloß er eine
ne, auch die Zeit des Zusammenlebens überdauernde
ndschaft, dem Dr. Eschscholtz, dem Schiffsarzt, der auch
nschaftliche Neigungen zeigte, Sammeltrieb und das Inter=
des Naturforschers.

Der Biograph darf nicht in den Fehler verfallen, den der
schilderer begangen, durch zahllose Angaben von Längen=
Breitengraden, unbedeutenden Einzelheiten und wenig
essanten Erlebnissen zu ermüden, daher muß der Hinweis
weniges genügen. Zunächst stehe hier das Inhaltsver=
nis des Tagebuchs, aus dem man die Stationen der
entnehmen kann: Fahrt von Brasilien nach Chile.
nthalt in Talkaguano. Von Chile nach Kamtschatka.
as y Gomez. Die Osterinsel. Die zweifelhafte Insel.
anzoff. Spiridoff. Die Ruriksketteے. Die Deanskette.
Krusensternsinsel. Die Penrhyninseln. Die nördlichen
ppen von Radack. Nordfahrt von Kamtschatka aus in
eringsstraße. St. Laurenzinsel. Kotzebues Sund. St. Lau=
ucht im Lande der Tschuktschi. Unalaschka. Von Una=
a nach Kalifornien. Aufenthalt zu San Francisco. Von
ornien nach den Sandwichinseln. Erster Aufenthalt da=
. Abfahrt aus Hana=ruru. Radack. Von Radack nach

Unalaschka. Nordfahrt; die Inseln St. Paul, St. George, St. Laurenz, der Zweck der Reise wird aufgegeben. Aufenthalt zu Unalaschka. Von Unalaschka nach den Sandwichinseln. Zweiter Aufenthalt auf denselben. Von den Sandwichinseln nach Radack. Abschied von den Radackern. Von Radack nach Guajan. Von Guajan nach Manila. Aufenthalt daselbst. Von Manila nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach der Heimat. London. St. Petersburg.

Wer den interessantesten und unterhaltendsten Teil des Tagebuchs und zugleich der „Ansichten und Bemerkungen" kennen lernen will, der sei auf die Abschnitte über Radack und die Radacker verwiesen. Diese Partien machen den Eindruck als gehe dem Schilderer das Herz auf. Wenn er von diesen Naturvolke, seiner Einfachheit, Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit, besonders von dem aus diesem Volke stammenden Kadı spricht, der einen Teil der Reise mit dem Rurik machte und ursprünglich sogar die Absicht hatte, nach Europa mitzugehen dann aber doch „von Heimatsgefühl" gepeinigt, den Plan aufgab, von ihm, der von dem Reisebeschreiber kaum anders dem als Freund bezeichnet wird, für den Reisenden und dessen Genossen Lehrmeister für Sitten, Gebräuche, Sprache des fremden Volkes wurde, — dann gibt er den chronikenartigen, lebhaften Stil auf, wird warm und herzlich, weil der Gegenstand nicht mehr bloß seinen Verstand, sondern auch sein Gemüt beschäftigt.

Bei diesen Partien bemerkt man ferner, daß der Reise schilderer nicht bloß äußerlich ein Landsmann Rousseaus ist daß er vielmehr dessen Anschauungen von Kultur und Natu sich zu eigen gemacht hat. Man höre folgende Stellen „Wir Barbaren! wir nennen jene mit Schönheitssinn be gabten Menschen ‚Wilde', und wir lassen das Ballett de beschämten Dichter und den trauernden Mimen aus den Halle verdrängen, die wir der Kunst geweiht zu haben uns rühmen."

Oder die Schilderung eines Gastmahls, das der Kapitä Häuptlingen der Sandwichinseln gab: „Die Herren ware

alle in europäischer Tracht, wenn nicht alle nach der neuesten Mode, so doch alle sehr anständig. Man setzte sich zu Tisch, und ihr Benehmen kann für ein Muster der Schicklichkeit und guten Sitte gelten. Wir hingegen, wir waren die Ungeschickten, die Tölpel; denn es ist doch wohl gesellige Pflicht, sich nach den Sitten und Bräuchen derer, die man bewirten will, zu erkundigen und sich in notwendigen Dingen danach zu richten. Aber das Schwein, das wir den Herren vorsetzten, war nicht im Morai geweiht worden, und so war es nicht — um mich europäisch auszudrücken — koscher, und nichts von allem war koscher, was am selben Feuer mit ihm gekocht und gebraten worden. Ein Stück Zwieback und ein Glas Wein war das einzige, was sie genießen durften. Sie mußten nüchtern uns essen sehen, ohne sich einmal mit uns unterhalten zu können; das war unsre Bewirtung. Sie aber benahmen sich dabei besser, als wir uns vielleicht an ihrer Stelle benommen hätten, und ließen den guten Willen für die Tat gelten. Karaimoku trank ein Arocha! dem Kaiser von Rußland zu; ein Arocha! ward dem Tameiameia dargebracht, und wir waren gute Freunde."

Oder endlich bei Gelegenheit der Polynesier.

„Wir unterlassen nicht, künstlerisch eitel uns zu brüsten, den Reifrock mit den Paniers, die hohen Absätze, die Frisure à la grecque, den Puder, die Schminke, den Zopf, die Ailes de pigeon u. a. m., worin wir zu der Zeit meiner Kindheit das Schöne noch suchten, aufgegeben zu haben, und sehen nicht mit Scham auf den Zuschnitt unsers Fracks herab und auf alle widerlichen Verzeichnungen der menschlichen Gestalt, die an uns hervorzubringen wir uns mit der Mode befleißen. Ich habe die gefeierte Schönheit, nach welcher man die Tage unsrer Geschichte, die den Polignacschen Verordnungen vorangegangen sind, benennen könnte — ich habe Mademoiselle Sontag in Naturrollen, wo nichts sie dazu zwang, sich dergestalt verunstalten sehen, daß sich der Künstler empört von dem Idol der Zeit abwenden mußte."

In diesem Reisewerk, so sehr es das Allgemeine vermeidet und eine Chronik der kleinsten Einzelheiten ist, wird natürlich auch von dem Zweck der Reise gesprochen. Dies geschieht an einer ausführlichen Stelle, die hier folgen mag: „Die Sommerkampagne 1816 sollte einer bloßen Rekognoszierung gewidmet sein. Ein Hafen, ein sicherer Ankerplatz für das Schiff, sollte in Norton-Sound, oder noch besser im Norden der Straße aufgefunden werden, von wo aus mit Baidaren*) und Aleuten, diesen Amphibien dieser Meere, den eigentlichen Zweck der Expedition anzugreifen der zweiten Sommerkampagne vorbehalten bliebe. Früh sollten wir dann in Unalaschka eintreffen, wo unsre Ausrüstung für das nächste Jahr von dem Beamten der russisch-amerikanischen Kompanie beschafft werden sollte: Baidaren, Mannschaft, Mundvorrat für dieselbe und Dolmetscher, welche die Sprachen der nördlichen Eskimos verstünden. Diese Dolmetscher würden von Kodiak bezogen werden müssen; wohin von Unalaschka aus einen Boten auf dreisitziger Baidare die Küsten der Inseln und des festen Landes entlang zu senden, je später im Jahre, desto gefahrvoller und unzuverlässiger sei. Deshalb durften wir uns jetzt nicht verspäten. Die Zeit des nordischen Winters sollten wir dann in Sommerlanden verbringen, teils der Mannschaft die erforderliche Erholung gönnen, teils anderwärtigen geographischen Untersuchungen obliegen, dann im Frühjahr 1817 nach Unalaschka zurückkehrend daselbst, was für unsre Nordfahrt vorbereitet worden, uns aneignen und, sobald das nordische Meer sich der Schiffahrt eröffnete, den Rurik in den vorbestimmten Hafen fahren, sichern und zurücklassen und mit Baidaren und Aleuten zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt so weit nach Norden und Osten zu Wasser oder zu Lande vordringen, als es uns ein gutes Glück gestattete. — Wenn die vorgerückte Jahreszeit oder die sonstigen Umstände unsrer Unternehmung ein Ziel gesetzt, sollten wir die Rückfahrt über Kamtschatka antreten und auf der Heimkehr noch die gefahrvolle Torresstraße untersuchen."

*) Leichte, mit Robbenhäuten überzogene Boote.

Dieser Zweck jedoch wurde nicht erreicht. Am 11. Juli 1817 mußte er bei der St. Laurenz-Insel aufgegeben werden. Auch darüber unterrichtet am besten eine Stelle des Reisetagebuches, in der freilich Chamisso die Worte Kotzebues und eines englischen Schriftstellers anführt. Kotzebue schreibt: „Um zwölf Uhr nachts, als wir eben am nördlichen Vorgebirge vor Anker gehen wollten, erblickten wir zu unserm Schreck stehendes Eis, das sich, so weit das Auge reichte, nach NO. erstreckte und nach N. zu die ganze Oberfläche des Meeres bedeckte. Mein trauriger Zustand, der seit Unalaschka täglich schlimmer wurde, erlitt hier den letzten Stoß. Die kalte Luft griff meine kranke Brust so an, daß der Atem mir verging und endlich Brustkrämpfe, Ohnmachten und Blutspeien erfolgten. Ich begriff nun erst, daß mein Zustand gefährlicher war, als ich bis jetzt glauben wollte, und der Arzt erklärte mir ernstlich, ich könnte in der Nähe des Eises nicht bleiben. Es kostete mich einen langen schmerzlichen Kampf; mehr als einmal war ich entschlossen, dem Tode trotzend, mein Unternehmen auszuführen; wenn ich aber wieder bedachte, daß uns noch eine schwierige Rückreise ins Vaterland bevorstand und vielleicht die Erhaltung des Rurik und das Leben meiner Gefährten an dem meinigen hing: so fühlte ich wohl, daß ich meine Ehrbegier unterdrücken mußte; das einzige, was mich bei diesem Kampfe aufrecht erhielt, war die beruhigende Überzeugung, meine Pflicht redlich erfüllt zu haben. Ich meldete dem Kommando schriftlich, daß meine Krankheit mich nötige, nach Unalaschka zurückzukehren. Der Augenblick, in dem ich das Papier unterzeichnete, war einer der schmerzlichsten meines Lebens; denn mit diesem Federzuge gab ich einen lang genährten, heißen Wunsch meines Herzens auf."

„Und ich selbst," so fährt Chamisso fort, „kann nicht ohne das schmerzlichste Gefühl dieses unglückliche Ereignis berühren. Ereignis, ja! mehr denn eine Tat. Herr von Kotzebue befand sich in einem krankhaften Zustand, das ist die Wahrheit; und dieser Zustand erklärt vollkommen den Befehl, den er unter-

zeichnete. Erklärt, sage ich, ob aber auch rechtfertigt, muß erörtert werden. Ein befugter Richter sagt darüber in der Quarterly Review: ‚Wir haben wenig mehr zu sagen von dieser erfolglosen Reise; aber es scheint kaum zu rechtfertigen, sie unter den erwähnten Umständen plötzlich aufgegeben zu haben. Es würde in England nicht geduldet werden, daß die schlechte Gesundheit des kommandierenden Offiziers vorgeschützt werde als ein Grund, ein wichtiges Unternehmen aufzugeben, so lange sich noch ein andrer Offizier an Bord befände, der imstande wäre, das Kommando zu übernehmen.'

„Dieses ist," nun behält Chamisso bis zum Schluß das Wort, „auch meine Meinung. Derselbe Richter verdächtigt aber unbillig Offizier und Mannen, durch Entmutigung dem Befehl entgegengekommen zu sein. — Ich habe für meinen Teil mit schmerzlicher Entrüstung den Befehl von Herrn von Kotzebue vernommen und mich in meine Instruktion gehüllt: Ein Passagier an Bord eines Kriegsschiffes, wo man nicht gewohnt ist, welche zu haben, hat keinerlei Ansprüche zu machen.

„Ich habe in den schweigenden, niedergeschlagenen Gesichtern um mich her dasselbe was in mir vorging, unter der Hülle gewohnter Subordination ebenfalls durchschauen zu sehen geglaubt. Was das ärztliche Gutachten des Doktors Eschscholtz anbetrifft, so hat selbiger die Verantwortlichkeit dafür übernommen; mehr läßt sich nicht sagen.

„Ich habe damals den kranken Herrn von Kotzebue tief bedauert, daß ein Verfahren, welches mir unter ähnlichen Umständen auf Schiffen andrer Nationen beobachtet worden zu sein scheint, vermutlich nicht in den Bräuchen des russischen Seedienstes lag und der von ihm gefaßte Entschluß nicht beraten, nicht von einem Kriegsrat, zu welchem jeder Stimmfähige auf dem Schiffe zugezogen worden, für notwendig erkannt und gerechtfertigt worden sei. Ich habe noch eine Zeitlang gehofft, Herr von Kotzebue werde, den Anfall der Krankheit bemeisternd, sich besinnen und den gegebenen Befehl zurück

rufen. Darin hätte er Charakterstärke bewiesen, und ich hätte mich in Demut vor ihm geneigt.“

Obgleich das Buch von einem Literaten geschrieben ist, enthält es keine literarischen Betrachtungen. So reich Briefe und Berichte aus andern Zeiten Chamissos an Notizen über seine Lektüre sind, so arm sind diese Aufzeichnungen von einer dreijährigen Reise an solchen; eine Stelle wie die folgende aus der Beschreibung des Aufenthalts in Chile steht fast allein: „Ich suchte den würdigen alten Missionar Pater Alday auf, der mir viel und gern von den wohlredenden Araukanern erzählte und mich auf den hohen Genuß vorbereitete, der mir bevorstand, Molinas Zivilgeschichte von Chile zu lesen. Ich glaube nicht, daß das Werk ins Deutsche übersetzt worden und ist doch ein Buch wie Homer. Den Menschen stellte es uns auf einem fast gleichen Standpunkte der Geschichte dar, und Taten, würdig einer heroischen Zeit.“

Sonst ist nur in den kurzen Anfangs- und Schlußkapiteln, die über das Verweilen bei zivilisierten Menschen handeln, von Literatur die Rede; folgende Stelle über den Dramatiker Kotzebue ist der Hervorhebung wert: „Da ich eben berichten müssen, wie ich in Shakespeares Vaterland unsern Kotzebue von den ersten Künstlern, und zwar befriedigender als ihren eignen Heros, habe aufführen sehen, so werd' ich auch gleich, um nicht wieder darauf zurück zu kommen, ein vollgültiges Zeugnis ablegen, daß für die, welche die Regierungen de facto anerkennen, dieser selbe Kotzebue der Dichter der Welt ist. Wie oft ist mir doch, an allen Enden der Welt, namentlich auf O-Wahu, auf Guajan usw., für meinen geringen Anteil an dem Beginnen seines Sohnes mit dem Lobe des großen Mannes geschmeichelt worden, um auch auf mich einen Zipfel von dem Mantel seines Ruhmes zu werfen. Überall hallte uns sein Name entgegen. Amerikanische Zeitungen berichteten, daß the Stranger mit außerordentlichem Beifall aufgeführt worden. Sämtliche Bibliotheken auf den aleutischen Inseln, soweit ich solche erkundet habe, bestanden in einem

vereinzelten Bande von der russischen Übersetzung von Kotzebue. Der Statthalter von Manila, huldigend der Muse, beauftragte den Sohn mit einem Ehrengeschenke von dem köstlichsten Kaffee an seinen Vater, und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung erfuhr der Berliner Naturforscher Mundt die Ankunft des Ruriks, auf dem er mich wußte und erwartete, von einem Matrosen, der ihm nur zu sagen wußte, daß der Kapitän des einlaufenden Schiffes einen Komödiantennamen habe. Vom Alarkos, vom Jon und deren Verfasser*) habe ich in gleicher Entfernung vom Hause nichts gehört."

Faßt man das bisher Besprochene zusammen, so muß man bekennen, daß die Ausbeute des Reisewerks nicht eben groß ist. Einzelne Notizen über seine wissenschaftlichen Forschungen, Reminiszenzen an sein früheres Leben, politische und religiöse Bemerkungen finden sich gelegentlich; einzelnes davon ist schon, andres wird in andrem Zusammenhange verwertet. Nur zwei Stellen, beide gegen Ende des Buchs, seien hier noch hervorgehoben. Die eine zeigt, wie selbst vornehme Männer seinen Forschungseifer beurteilten. Ein Gastfreund gab ihm einen Führer und schärfte diesem folgendes ein: „Vor allem aber werden Eure Gnaden darauf bedacht sein, nur bei Tage zu reiten, weil dieser Edelmann alles sehen will. Eure Gnaden werden oft im Schritte reiten und oft halten lassen müssen, nach dem Begehren dieses Edelmannes, der jedes Kraut betrachten wird und jeden Stein am Wege und jedes Würmchen, kurz jede Schweinerei, von der ich nichts weiß und von der Eure Gnaden eben auch nichts zu wissen nötig haben" usw.

Und ziemlich gegen Ende, da Chamisso berichtet, wie er nach der Heimkehr sich in England mit Büchern, Instrumenten, Karten ausrüstete, die er eigentlich zur Ausfahrt gebraucht hätte, heißt es: „Hätte wohl, wer darüber lächelt, es viel klüger gemacht? Ich meinerseits bin bei jedem neuen Kapitel meines Lebens, das ich schlecht und recht, so gut es gehen will, ablebe, be-

*) „Alarkos" von Friedrich v. Schlegel, „Jon" von A. W. v. Schlegel.

[illegible]heidentlich darauf gefaßt, daß es mir erst am Ende die Weis-
[illegible]eit bringen werde, deren ich gleich zu Anfang bedurft hätte,
[illegible]nd daß ich auf meinem Sterbekissen die versäumte Weisheit
[illegible]eines Lebens finden werde. — Und ich bin ohne Reue, weil
[illegible]h nicht wissentlich und mit Willen gefehlt; und weil ich die
[illegible]einung habe, daß es andern nicht viel anders geht als mir."

Am 16. Juni 1818 traf die Expedition wieder in Eng-
[illegible]and ein, und zwar in Portsmouth. In London wurde die
Bibliothek besucht. Die antike Kunst wurde Chamisso, der
[illegible]ange jeder Bildung fern gewesen war, zum wahren Labsal.
[illegible]ber Dänemark ging die Fahrt nach Petersburg, wo er am
[illegible]. August 1818 ankam. Sich dort festhalten zu lassen, gedachte
[illegible]r nicht, obgleich es an Zumutungen nicht fehlte. Hatte er
[illegible]och durch Hitzig, dem er die Ankunft in Portsmouth ge-
[illegible]eldet, Varnhagen, den in diplomatischen Kreisen und Schritten
[illegible]ewanderten, fragen lassen, wie er's anzufangen habe, um
[illegible]em Könige und Kronprinzen von Preußen, die vielleicht gleich-
[illegible]itig mit ihm in Petersburg seien, nahe zu kommen, „da er
[illegible]usdrücklich erklärt habe, nie hier dienen zu wollen". (Hitzig
[illegible]n Varnhagen, ungedruckt.)

Von da, wo er ganz neue Bekanntschaften machte, auch
[illegible]te erneuerte, zum Beispiel mit einigen Kameraden, Pagen
[illegible]on 1787, jetzt „runzlige Obersten und welke Kammerherrn",
[illegible]uhr er, nun ein freier Mann, nach Deutschland zurück. Am
[illegible]7. Oktober 1818 landete er in Swinemünde und begrüßte
[illegible]eine wahre Heimat mit den Versen:

Heimkehret fernher aus den fremden Landen
In seiner Seele tiefbewegt der Wandrer;
Er legt von sich den Stab und knieet nieder,
Und feuchtet Deinen Schoß mit stillen Tränen.

O deutsche Heimat! — Woll ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd' am Abend seine Augen sinken,
Auf Deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

---

4. Meisterjahre 1818—1838.

Schon in Petersburg von den Freunden herzlich begrüßt genoß Chamisso, sobald er in Berlin eingetroffen war, mit vollen Zügen das lang entbehrte Glück freundschaftlichen Umganges. Trotz der langen Abwesenheit war er allen vertraut. Die Kindlichkeit seines Wesens eroberte ihm auch die Herzen der Widerstrebenden. Des Dichters Lehr- und Wanderjahre sind vorüber, seine Meisterjahre beginnen; das Abenteuerliche, Gewaltsame, Trübe macht einer stetigen, heitern Entwicklung Platz.

Der Verkehr mit den alten Freunden ward nicht mehr so rege wie in der früheren Berliner Zeit. Theremin war ein frommer Herr geworden, Varnhagen ein vornehmer Mann, Neumann lebte mit den Seinen in beschränkten Verhältnissen und kam selten aus dem Hause. Nur mit Hitzig erhielt sich die alte Traulichkeit, ja sie vermehrte sich, da er in seinem Hause die Gattin fand.

Es war Antonie Piaste, Nichte der Freundin, die seit dem Tode von Hitzigs Gattin dessen Haus führte und die Erziehung der Kinder leitete. Antonie war 19 Jahr, „blühend und stark, schön und fromm, rein und bewußtlos, klar, wolkenlos und heiter, ruhig, verständig und froh und so liebevoll“. Der Bräutigam, der freilich (1819) 38 Jahre alt war, hatte das Kind schon auf dem Arm getragen, die Braut hatte sich schon als Kind für den älteren Mann lebhaft interessiert.

Die Ehe war ihm von früh an nicht nur als ein erwünschter, sondern als ein notwendiger Zustand erschienen, als Erfüllung des Daseins; schon als junger Mann hatte er sich ausgemalt, wie er in einem Häuschen mit der geliebten Gattin wohnen wollte, umgeben von einer großen Kinderschar. Schon als angehender Jüngling hatte er an seinen Bruder geschrieben: „die Kinder sind der Segen in den andern Schichten der Gesellschaft“, und an seine Eltern: „Ihr kennt meine An

sichten über die Ehe; daß der Gedanke, allein zu leben, ganz allein für mich, meinem liebend gefühlvollen Herzen widerspricht.“ Auch in der mit Frau von Stael gewechselten petite poste sagte er, sein Beruf sei, Wurzel zu fassen, um Früchte zu tragen. Nun, nachdem er die Rechte gefunden, begann ein heiliges Leben, von der Dichtung verklärt. „Aufgelöst in lauter Wonne“ charakterisierte der Dichter selbst seinen Zustand; in Scherz und Ernst pries er sein Glück. Im Braut- und Ehestand wußte er das Glück seiner Liebe, die Schönheit und Lieblichkeit der Seinen zu preisen; die Kinder — im ganzen sieben — erhöhten das Glück des Hauses, die Wonne des Zusammenlebens.

Die Heirat hatte später stattgefunden, als beabsichtigt war. Statt des ursprünglich ins Auge gefaßten Termins, 15. Juli, Jahrestag des Beginnes der Weltumseglung, mußte der 25. September, der 28. Hochzeitstag der Eltern der Braut, gewählt werden. Und doch war auch an diesem Tage das Anstellungsdekret als Adjunkt des Direktors des botanischen Gartens mit 600 Talern Gehalt und Amtswohnung in Schöneberg noch nicht ausgestellt, die Anstellung erfolgte erst am 14. November 1819. Die Universität hatte dem Gelehrten, der ihr seine von der Reise mitgebrachten zoologischen und mineralogischen Sammlungen zum Geschenke gemacht, zum Doktor ehrenhalber kreiert. Kleinere botanische Veröffentlichungen, die Ordnung seiner Herbarien, die Arbeit am großen Reisewerke, füllen außer der Amtstätigkeit die ersten Ehejahre aus. Vielfachen Verkehr hatte er mit Fachgelehrten, von denen D. F. L. v. Schlechtendal jahrelang sein Gefährte war, J. Aug. Schultes, der Herausgeber von Linnés System, auf kürzere Zeit aus dem Süden herübergekommen war, J. B. v. Trinius, der Botaniker und Dichter, für eine längere Epoche aus dem Norden sich nach Berlin gewandt hatte; alle bekannten es als Glück ihres Lebens, mit Chamisso zusammengeführt worden zu sein. Unter den Schriftstellern stand ihm E. T. A. Hoffmann nahe; von den Jüngeren gesellte sich Wilibald Alexis zu ihm.

Im Jahre 1822 sah er sich infolge eines Brandes, wenn dieser auch seine wertvollen Sammlungen verschonte, genötigt, seine Amtswohnung aufzugeben und in die Stadt zu ziehen. Seitdem wandte er seine Tätigkeit mehr dem Herbarium als dem botanischen Garten zu.

Zu dichten hatte er nicht aufgehört, aber fast ausschließlich für das „rote Buch", das Hausbuch, dem die liebenswürdigen Verse an die Gattin und Freund Hitzig einverleibt wurden. Sonst entstand damals nur das scherzhafte Lied vom Zopfe („Tragische Geschichte"), aber fast zu derselben Zeit, in der er mit Hoffmann von Fallersleben den übrigens nicht ausgeführten Plan faßte, für den Musiker Kretzschmer eine Sammlung zu liefern, u. d. T.: „Frische Weisen, in allerlei Tönen zu singen", machte er dem Freunde Trinius das Bekenntnis: „Ich kann mich nicht auf den Markt setzen und singen, dazu habe ich weder Stimme noch Beruf; ich singe nur unter meinem heimischen Dache, aber bei offenen Fenstern, und horcht mir wer etwas ab, so habe ich meine Freude daran."

Manche Ehren wurden ihm zuteil: die Akademie zu Caen, die kaiserlich-leopoldinische Gesellschaft machten ihn zu ihrem Mitgliede. Er vollführte die schwierige Aufgabe, wozu er die Pflanzen selbst sammeln und auflegen mußte, dreißig Herbarien zu drei- bis vierhundert Arten für Schüler anzulegen. 1823 unternahm er seit längerer Zeit wieder die erste Reise, nach Poppendorf bei Greifswald, um barometrische Untersuchungen zu machen, befreundete sich mit Sophie Borries, die unter dem Namen „Diotima" später dichterisch tätig war, erfreute sich an Rügens Naturschönheiten, studierte die Torfmoore der dortigen Gegend, empfand aber trotz Naturschönheiten und wissenschaftlicher Belehrung die größte Sehnsucht nach seinem häuslichen Glück. Im Jahre 1824 verfaßte er zu den Herbarien, von denen die Rede war, eine populäre Pflanzenkunde. Eine nach dem Harz unternommene Fußreise verschaffte ihm körperliche Kräftigung.

Seit dem Winter 1824 gehörte er der von Hitzig begrün-

ten Mittwochsgesellschaft, einer Vereinigung von Dichtern und Literaturfreunden, an. Er wurde als ein geschätztes Mitglied von Freunden angestaunt, von den Jüngeren verehrt, von allen geliebt. Mit manchen, zum Beispiel dem Dramatiker Raupach, kam es zu kleinen Scharmützeln. Durch diese Poetenschar fühlte er sich angeregt, ein Lustspiel „Die Wunderkur" zu schreiben, gegen den Mesmerismus gerichtet, das, einigemal aufgeführt, sehr geringen Beifall fand und nach seiner ausdrücklichen Bestimmung von seinen Werken ausgeschlossen wurde.

Den Zusammenhang mit seinem Geburtslande hatte er nur durch Reisende aufrecht erhalten, die aus Frankreich nach Berlin kamen und nicht versäumten, den ehemaligen Landsmann aufzusuchen, der ihnen äußerlich und innerlich entfremdet war. Einen solchen Gegensatz fühlte er zum Beispiel zu Chateaubriand, der 1821 nach Berlin kam und, wie unser Dichter meinte, schlecht reüssierte. Der trauliche Verkehr mit de la Foye ging ununterbrochen fort, auch mit seinen Verwandten stand er in Verbindung. Diese hatten ihm Mitteilung von dem damals erlassenen Entschädigungsgesetz für die durch die Revolution Benachteiligten gegeben; um seinen Anteil 100000 Frank zu erlangen, reiste er im Oktober 1825 nach Paris.

Auf dieser Reise besuchte er in Frankfurt am Main unter anderm den Rothschildschen Garten, um einige bemerkenswerte Bäume zu sehen, wurde in seinem Reise-Robinson-Kostüme zu dem Freiherrn hereingerufen und von diesem — wie er 1833 in einem Briefe ironisch berichtete — versichert, „daß Männer wie ich des Anzugs nicht bedürfen".

Wie in Deutschland, so bemerkte er in Frankreich, daß er ein andrer war als vor fünfzehn Jahren. Kein literarischer Lohnarbeiter und Müßiggänger, sondern ein geachteter Gelehrter. „Ich finde mich hier in der gelehrten Welt fast mehr gekannt und anerkannt als bei uns, und alles kommt mir entgegen; ich hatte eine große Freude;" so berichtete er seiner Frau. Von dem gelehrten Seeoffizier d'Urville, dem Gelehrten Bory

de St. Vincent wurde er besonders geehrt, er studierte di
Herbarien, besuchte das Theater, hatte Freude an den Seinen
Erquickung an seinem alten de la Foye, den er in Caen be
suchte, und regelte seine Vermögensansprüche in erwünschte
Weise. Über Brüssel, Köln und Bonn, wo er bei Nees vor
Esenbeck verweilte, kehrte er im Januar 1826 nach Berlin zurück

Dort beschäftigte ihn Häuslichkeit und Wissenschaft in ge
wohnter Weise. Krankheiten der Kinder und Antoniens, wegen
deren ein längerer Sommeraufenthalt in Landsberg nötig war
brachten manche Sorgen.

Und nun grünte ein neuer Dichterlenz dem Poeten, be
dem des Lebens Herbst sich zu melden begann. Dem Be
kenntnis, das er 1827 Rosa Maria ablegte, „daß ich kein
Dichter war und bin, ist eingesehn," stellte sich 1828 das
Geständnis entgegen, das er seinem de la Foye machte. „Ich
glaube fast, ich bin ein Dichter Deutschlands." Die Muse
die der Öffentlichkeit gegenüber so lange geschwiegen hatte
wurde lebendig. Aus den vier Jahren 1827—1830 stammen
gewiß viermal so viel Gedichte, als aus den vorausgegangenen
zwei Jahrzehnten.

Der Grund zu dieser seltenen Produktivität ist leicht ein
zusehn. Erst jetzt ist Chamisso ein gefesteter Mann. Er hatt
eine Stellung und Tätigkeit, die ihn befriedigte. Er geno
die Achtung der Mitstrebenden und der Höherstehenden, die Ve
ehrung seiner Schüler. In seinem Heimatslande war er ehren
voll aufgenommen, ein Fremder, der nicht scheel angesehen wurd
ein Heimischer, der keine Sehnsuchtsgefühle mehr im Herzen tru
Er war als deutscher Dichter anerkannt und im In= und Au
lande hatte der „Schlemihl" allgemeine Anerkennung gefunden
Gedichte, die sich in allen Almanachen hervorgewagt, hatten b
den Würdigsten, wie Uhland, starken Beifall erlangt. Er leb
in auskömmlichen Verhältnissen und sah, dank dem für seine B
dürfnisse nicht unbeträchtlichen Vermögen, das er wiedererhalte
hatte, ohne Sorge auch in betreff der Seinen in die Zukunf
Immer neues Behagen fand er im Hause, stetes nicht ur

stoßendes Glück in der Liebe zu seiner Gattin. Was von Poesie in ihm schlummerte, drängte zum Leben und Licht.

Dazu kam noch ein Äußeres. Er hatte bisher keinen echten Verleger gehabt. Die Verleger seiner Jugendalmanache waren verschollen. Der Buchhändler, bei dem sein „Schlemihl" erschien, wohnte weit entfernt; Hitzig hatte längst den Kaufmannsrock ausgezogen.

Von 1829 an datiert des Dichters Verbindung mit der Weidmannschen Buchhandlung. Seit 1829 steuerte er dem in jener Buchhandlung erscheinenden, von A. Wendt herausgegebenen Musenalmanach manches bei. Auf eine Anregung des neuen Verlegers sammelte er dann seine Gedichte und gab sie diesem in Verlag. (1831.) Auf desselben tätigen Mannes Antrag übernahm er 1832 die Redaktion des schon genannten Almanachs, erbat sich aber Gust. Schwab als Mitredakteur und erhielt dessen Unterstützung. Goethe (aus dem Nachlaß), Riemer, Rückert, Körner, Heine waren mit Beiträgen vertreten. Er war, wenn er sich auch bisweilen seiner Strenge rühmte und bekennen mußte, daß nicht viel Gutes einlaufe, ein milder Redakteur; ging es an, so ließ er die „Todesurteile" von Schwab unterschreiben. Mitunter schrieb er auch, um seinem Mitredakteur seine Ansicht deutlich zu machen, Scherze auf das Kuvert oder zeichnete darauf einen Totenkopf mit Gebeinen. Er hieß Schlegel willkommen und begrüßte Kopisch als „Hauptedelsten", machte vor König Ludwig von Bayern halb mißvergnügt eine devote Verbeugung; wenn er Menzel abwies, so geschah es mehr aus Raummangel als aus persönlicher Abneigung. Aus der jüngeren Dichterschar waren den Bekannten Gaudy, der eine Zeitlang Redaktionsersatzmann war, Ludwig Horst, Pseudonym für Emanuel Geibel, und F. Th. Vischer, Stieglitz und Veit, dessen „Novemberfahrt" irrig seinem Freunde zugeteilt wurde, vertreten.

Der Almanach und die erste Sammlung der poetischen Lebenstätigkeit verschafften dem Dichter lauten Ruhm und allseitige Anerkennung. Er freute sich der „Summen Lobes",

die ihm dargebracht wurden, und war vergnügt mit dem imme
hin etwas resignierten Fazit: „Es geht gut, wenn es nu
lange währt." Schon 1835 erschien von den Gedichten ein
zweite vermehrte Ausgabe. Sie erschien mit Bildern vo
Specter. Die Mithilfe dieses Künstlers begrüßte der Dichte
ebenso freudig wie der Chor der Rezensenten.

Der Verleger war mit dem buchhändlerischen Erfolg seine
neuen Autors so zufrieden, daß er schon 1834 an eine Samm
lung der Prosaschriften dachte. Dem „Schlemihl", der aus der
alten Verlag mit Mühe freigemacht wurde, sollten Zeichnunge
von Adolf Schrödter beigegeben werden. Die von dem Setze
rasch geförderte Edition konnte jedoch nicht so schnell ausgegebe
werden, wie Autor und Buchhändler wünschten, teils weil Papie
fehlte, teils, weil der erste Verleger der „Reise" Schwierig
keiten machte. Es ging dem Schriftsteller, so elend er sic
damals fühlte, einmal durch den Kopf, „in ähnlichem Ton un
Manier" wie die Reiseberichte ein andres Werk zu schreiben
die Idee, von der Verlagshandlung begierig aufgegriffen, wurd
aber ebenso schnell wieder fallen gelassen, wie sie entstanden wa

Der Almanach von 1836, den man als den „Fall Heine
bezeichnet hat, bedarf einer besonderen Darstellung. Chamiss
hatte den „ungezogenen Liebling der Grazien" 1830 in Hambur
kennen gelernt und schätzte ihn als Dichter hoch; der Gedank
sein Bild in dem Almanach von 1836 zu bringen, war dur
Heines hohe Stellung als Lyriker völlig gerechtfertigt. D
Verleger hatte denn auch, nach Uhlands Ablehnung, der scho
1834 hinter Rückert zurückgetreten war, Heine um sein Portr
gebeten, ohne daß Chamisso davon wußte. Als er davo
hörte, äußerte er keinen Widerspruch; selbst Schwab, der a
Bitte des Hauptherausgebers die eigentliche Arbeit übernahn
entsetzte sich nicht. Bald jedoch wurde er andern Sinn
entweder weil er selbst sich erinnerte, daß Heine in sein
satirischen Manier den Schwaben arg mitgespielt hatte, od
weil er durch Menzel, Pfizer, Lenau gedrängt wurde. V
dem erstern wegen der politischen Verfemung Heines, v

dem zweiten aus schwäbischem Partikularismus, von dem dritten
aus Geschäftsneid, weil er die Schwaben für seinen Almanach
haben wollte. Zuerst zog sich dann Kopisch zurück, wenn Heines
Bild gebracht würde, dann Schwab und dessen Landsleute
sämtlich, auch Rückert, auf den man stark gerechnet hatte.
Chamisso nebst seinem Vertreter Gaudy, sowie der Verleger,
hielten es für Ehrensache, das Bild zu veröffentlichen, zu dem
man sich einmal entschlossen hatte; und von andrer Seite,
von Dingelstedt, Feuchtersleben, Freiligrath, A. Grün, Hauff,
Hoffmann von Fallersleben, Reinick, Schefer, Simrock, Wacker-
nagel wurde der Almanach mit reichlichen und guten Bei-
trägen versehen.

Unter den Freunden der letzten Zeit stand Franz Freiherr
von Gaudy unserm Dichter am nächsten. Obgleich er neunzehn
Jahre jünger war und trotz des größten Gegensatzes beider —
der sanfte, bescheidene, wortkarge Chamisso und der heitere, über-
mütige, zu scharfem Spott geneigte Gaudy" — wurden sie sehr
intim. Daß ihr Zusammenarbeiten zu „den schönsten Genüssen des
Lebensabends des Ältern" gehörte, hat Hitzig bezeugt. Gaudys
innige Gesinnung gegen Chamisso wird durch viele Stellen seiner
Briefe und Gedichte bewiesen. Das Zusammenarbeiten erfolgte
bei der Redaktion des Musenalmanachs; die Entschiedenheit des
jüngern Freundes trat manchmal der von dem Ältern geübten
Duldung des Mittelmäßigen entgegen; bei der Vorbereitung des
Almanachs des Jahres 1836 konnte er sich nicht beteiligen wegen
einer Reise nach Italien und fand ihn deshalb auch „etwas
schwach gegen die früheren geraten". Eine nette Redaktionsszene
hat Gaudy überliefert (25. Juni 1836): „Eines Abends, als
ich nach der Blutarbeit, erschöpft auf mein Schwert gelehnt
mit höhrer Stimme meinem greisen Heerführer zurief, nicht
abzulassen, fortzufahren im Morde, da sprach er diverse fremd-
artig tönende Worte zu mir. Ich befragte ihn bescheiden, was
das heiße und welcher Mundart diese Laute angehören. ‚Es
sind Owaihische', war die Antwort und bedeuten: ‚Es steht ge-
schrieben, du sollst nicht töten.' — Wohl! Aber was heißt

auf Owaihisch: du sollst keine schlechten Verse machen? — Chamisso entgegnete: ‚Mai patapala i na mele ins.'"

Für 1837 war Gaudy noch als freiwilliger Genosse tätig, für 1838 nahm er eine offizielle Mitredaktion an.

Die Ereignisse der letzten Jahre sind rasch erzählt. Im Jahre 1830 reiste Chamisso zur Naturforscherversammlung nach Hamburg und machte mit den Genossen einen Ausflug nach Helgoland. Fast wichtiger als das Zusammensein mit den Kollegen war ihm das alte herzliche Einvernehmen mit Rosa Maria, die, seit 15 Jahren mit Dr. Assing vermählt und Mutter zweier Kinder, dem alten Freunde ein schönes Heim bereitete. Über die schon erwähnte Bekanntschaft mit Heine schrieb er: „Wir hatten einander ein paar Stunden in einem Austernkeller, und ich war mit ihm wohl zufrieden. Daß er eine Macht in unserm literarischen Deutschland geworden, verhindert nicht, daß er mit sich sprechen lasse und so tat ich es denn. Sein Gift nur seinen Feinden! mit unsereinem ist er ein guter Teufel und im Gespräch ist er gegen Feind und Freund gerecht, oder läßt sich doch (be)handeln."

Der Würgengel der Cholera, der im Jahre 1831 seinen fürchterlichen Einzug in Berlin hielt, erschreckte Chamisso sehr, um so mehr als er seine Schwiegermutter als eines der ersten Opfer zu beklagen hatte, und schloß ihm für eine geraume Zeit den Dichtermund. 1832 konnte er schon mit seinen ältesten Knaben nach Rügen reisen und freute sich, ihnen und der Gattin die früher von ihm gewürdigten Schönheiten der Insel zu zeigen.

In den Jahren, wo die Abnahme der Kräfte bemerkbar zu werden beginnt, vermehrte sich seine Beschäftigung, statt sich zu verringern: durch Schlechtendals Berufung nach Halle lastete auf ihm allein die Sorge für das Herbarium: der tägliche weite Weg bei Wind und Wetter von seiner Stadtwohnung nach Schöneberg, zusammen mit den übermäßigen Anstrengungen, die er seit Jahren seinem Körper zugemutet hatte, warfen ihn aufs Krankenlager. Von seiner Grippe, d

wie so manches frohe und unheilvolle Ereignis seines
ebens besang, erholte er sich zwar bald wieder, er behielt jedoch
nen quälenden Husten zurück, der ihn bis an sein Lebens-
de nicht mehr verließ. Es ist schmerzlich, aber leider nicht
richtig, wenn er, der kaum die Fünfzig überschritten hatte,
ch von nun an häufig als „alten, müden Mann“ bezeichnete.
nd doch war er nicht unzufrieden mit seinem Leben und Ge-
hick; die Moral des Gedichts „Kreuzschau“ wandte er auf
ch an: es sei jedes Menschen Pflicht, die „gottgestellte“ Last
u tragen.

An Bekanntschaften, Zusammentreffen mit alten und neuen
reunden hatte es während dieser Jahre auch in Berlin nicht
fehlt. Besondere Erwähnung verdient der junge Ampère,
r sich später durch seine Arbeiten über französische Literatur-
schichte, römische und griechische Geschichte bedeutenden Ruhm
rvarb, weil dieser seine Begegnung ganz lustig also schilderte:
Der Mann war groß und hager, lange Haare hingen ihm
n die Schultern herab, sein Gesicht hatte einen eigentüm-
chen Ausdruck von Wohlwollen und Festigkeit; es lag darin
eichzeitig etwas Gutes und Kräftiges, Abgespanntes und
hnes. Unsre Unterhaltung begann in deutscher Sprache.
er mir unbekannte Mann drückte sich mit einer besondern
nergie aus, jedoch, wie es mir schien, nicht ohne einige An-
rengung und besonders mit einem ganz neuen Akzent. Ich
einerseits drechselte im Schweiß meines Angesichts mühsam
utsche Perioden. Während wir dergestalt miteinander rede-
n, brach auf einmal ein Dritter, der uns zugehört hatte,
it lautem Gelächter in die Worte aus: Meine Herren,
achen Sie es sich doch bequem und sprechen französisch.“

Der Besuch von Chamissos Schwester war dem Dichter
ne wahre Herzenserfrischung. Dagegen war ihm die große
Naturforscherei“ in Berlin (1828) mehr ermüdend als er-
ckend; „wir haben,“ so meinte er, „viel Wein getrunken,
er viel Gescheites haben wir nicht besprochen und abgemacht.“
Mit den Berliner Gefährten der früheren Periode, außer mit

„Vater Ede", wie er den Intimus Hitzig zu nennen pflegte, wollte sich ein rechter Verkehr nicht mehr gestalten: Neumann war leidend und starb früh, Varnhagen vielbeschäftigt, daher wenig sichtbar, zudem seit dem Tode seiner Frau tief gebeugt; daß Theremin sich ihm wieder nahte, machte dem Alten Freude. Entfernten sich die Altersgenossen mehr und mehr, so wandte sich Chamisso den Jüngeren zu. Wie den schon genannten Gaudy, so schätzte er besonders Freiligrath und sprach seine Anerkennung öffentlich aus. Auch das Lob, das er Anastasius Grüns „Fünf Ostern" erteilte, lautete entschiedener als das von Hitzig in die Briefe aufgenommene und entlockte dem Belobten den Ausruf: „Ein anerkennendes Wort von Chamisso ist mir so gewichtig, daß es mich oft in Momenten der Verstimmung und Niedergeschlagenheit zu kräftigen und zu erholen vermochte." Wie Grün in Prosa, so wußten jüngere Dichter in Versen dem Meister Dank zu spenden; K. von Holtei feierte ihn in einem hübschen Poem. Die liebenswürdigste Verherrlichung Chamissos ist aber ein von jüngeren Berliner Poeten unter folgendem Titel herausgegebenes Schriftchen: „An Adelbert von Chamisso zu seinem einundfünfzigsten Geburtstage. Am 27. Januar 1832." Berlin. Gedruckt in der Gubitzschen Druckerei. 14 Seiten mit einem niedlichen Titelbilde „Laghidiak" von J. H. Strack. Es enthält zwei Gedichte von Wilh. Wackernagel, je eins von Frz. Kugler und K. Simrock. Das erste und letzte dieser Gedichte, jenes von Wackernagel, dieses von Kugler, mögen hier folgen, teils wegen der Seltenheit des Schriftchens, teils zur Charakteristik der für unsern Dichter in den Berliner Kreisen herrschenden Gesinnung:

I.

Der Schlemihl war gegangen
Rund um die ganze Welt,
Er wußte jedes Eiland,
Er kannte jeden Belt:

Da hat des vielen Wanderns
Verdrossen ihn zuletzt,
Da hat der gute Schlemihl
Zur Ruhe sich gesetzt.

Und eben den Pantoffel,
Den dorten er vergaß,
Als ihn ein schlimmer Eisbär
Dicht auf den Fersen saß,
Den hat er jetzo wieder,
Der sitzt ihm nun so fest,
Daß er für alle Zeiten
Die großen Schritte läßt.

Und hat der gute Schlemihl
Auch keinen Schatten mehr,
So hat er viel was schöners,
Drum kümmert's ihn nicht sehr:
Er hat ein Weib, das liebend
Mit Armen ihn umfängt,
Das wie der beste Schatten
So treulich an ihm hängt.

Und weil ihn dort ein Eiland
Zum König ausersehn,
Und weil ja mit den Kön'gen
Die Sänger sollen gehn,
So rührt er nun in Muße
Ein helles Saitenspiel
Und singt zu Schimpf und Ernste
Der schönen Lieder viel.

Da darf er sich nicht grämen,
Wenn er im Spiegel schaut,
Daß ihm vom langen Wandern
Die Locken sind ergraut:
Was schadet's, wenn die Lippe
Sich jung zu küssen weiß,
Und wenn die grauen Locken
Umschlingt ein grünes Reis?

II.

„Ich schritt in jungen Tagen
Die Bergeshöhe entlang;
Wo die alten Steine ragen,
Da ward hinabgetragen
Zur Ebne mein Gesang.

Und sieh! es war, als sprenge
Sich vor mir das Gestein;
Es lockte mich durch enge
Geheimnisdunkle Gänge
Tief in den Berg hinein.

Dann weiteten die Räume
Sich aus zur grünen Au;
Da sproßten Wunderbäume,
Gar anzuschaun wie Träume,
Empor ins tiefe Blau.

Da ward zur selben Stunde
Ein reiches Mahl bestellt,
Es setzten in die Runde
Zum feierlichen Bunde
Sich viele, froh gesellt.

Sie haben zu sich nieder
Mich an den Tisch gewinkt,
Sie sangen frohe Lieder,
Davon im Herzen wieder
Noch manch ein Ton mir klingt.

Ich durfte keinen fragen;
Ich ging zurück den Gang.
Wo die alten Steine ragen,
Da ward hinabgetragen
Zur Ebne mein Gesang.

Derweil ich drin gelauschet,
Verging wohl manch ein Jahr,
Ist manch ein Sturm verrauschet,
Und ich bin wie vertauschet,
Und grau ward mir das Haar.

Doch will mir's nicht zu Sinnen,
Daß ich schon grau und alt:
Die Glut noch fühl' ich drinnen,
Den Liederquell noch rinnen
Mit siegender Gewalt!" —

Wes Lied noch jung und wahr ist,
Der ist auch jung und ganz.
Wer weiß, wie lang ein Jahr ist?
Und wenn Dir grau Dein Haar ist,
So hülle Dir's der Kranz!

In seinen guten Tagen fühlte Chamisso sich noch jung und frisch: „Das Volk singt meine Lieder, man singt sie in den Salons, die Komponisten reißen sich danach, die Jungen deklamieren sie in den Schulen, mein Porträt erscheint nach Goethe, Tieck und Schlegel als das vierte in der Reihe der gleichzeitigen deutschen Dichter und schöne junge Damen drücken mir fromm die Hand, oder schneiden mir Haarlocken ab; freilich sind diese jetzt sehr silberweiß, aber rüstig bin ich noch und jung genug für meine Jahre, von denen ich 51 voll zähle."

Aber daß die Jahre gar „lästige Leut'" seien, erfuhr unser Dichter; die Gesellen höheren Alters, Leiden und Verluste meldeten sich vernehmlich genug. Zunächst freilich brachte ihm das Jahr 1835 die größte Ehre, die dem Manne der Wissenschaft zuteil werden konnte: durch Alexander von Humboldt und Kunth wurde er am 26. März 1835 in der physikalisch-mathematischen Klasse zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgeschlagen, in den folgenden Monaten gewählt, am 28. Juni vom König bestätigt. Weder seine wissenschaftliche Antrittsrede, noch die ihm zuteil gewordene Begrüßung hat sich in den Akten erhalten; auch ist keine naturwissenschaftliche Mitteilung in den Denkschriften der Akademie überliefert, sondern nur seine Abhandlung über die Hawaiische Sprache.

Dagegen werden von Hitzig die von Chamisso geschriebene[n] oder gehaltenen Dankesworte überliefert, die wegen ihrer rüh[-] renden Schlichtheit und wohltuenden Bescheidenheit eine Wiederholung wert sind. Sie lauten:

„Ich stehe, ein Beflissener der Wissenschaft, vor meine[n] natürlichen Richtern: sie haben mir die höchste Ehre zuerkann[t] die dem vollendeten Gelehrten zuteil werden kann.

„Ich blicke fragend auf das wenige, das ich für die Wissen[-] schaft getan habe, und finde selber nur daran die Gewissen[-] haftigkeit zu loben, deren Gepräg es tragen mag.

„Haben meine Richter wohlwollend mehr den Charakte[r] des Mannes ehren als seine Leistungen belohnen wollen? — Ich weiß es nicht.

„So hochgeschätzt sollte ich mit erhoffter Kraft zu gesteigerte[r] Tätigkeit erwachen, auf daß ich mich würdig so ruhmvolle[r] Genossenschaft erweise.

„Aber, meine Herren, Sie legen den Lorbeer einem seh[r] müden Manne zu Händen, für den Ihre Anerkennung da[s] erfreuende Licht sein möchte, nach welchem der deutsche Dichte[r] scheidend begehrte.

„Meine Vorbilder, meine Lehrer und Meister, meine Freunde[,] empfangen Sie aus tiefgerührtem Herzen meinen Dank."

Zur Linderung seiner Schmerzen besuchte er im Somme[r] 1835 das Bad Reinerz. Dort bildete sich ein Kreis junge[r] empfänglicher Leute um den Dichter, die sich an seiner geistige[n] Frische labten und ihn durch den ungeheuchelten Ausdruck her[z-] licher Verehrung erfreuten und erquickten.

Die Reise nach Reinerz tat, wie es schien, dem Dicht[er] wohl. „Ich finde," schrieb Gaudy am 22. Oktober 1835, „da[ß] die Badereise keine vergebliche war und ihn wohler, seine[n] Husten als Husten aber schlechter. Ganz kann er diesen kräch[-] zenden Leibdiener, nach dem Urteil aller Ärzte, nicht abschaffen[;] wenn es indessen mit der Zudringlichkeit dieses bösen Genosse[n] nicht ärger wird und der bisherige Stillstand beibleibt, so i[st]

schon viel gewonnen und Chamisso kann auf ein langes Leben rechnen."

Diese Hoffnung teilte der Dichter nur halb. „Ich muß lernen," schrieb er im Winter 1835, „alt zu sein, ich muß mich in meiner Gebrechlichkeit einwohnen und möglichst gemütlich einrichten; es geht wenigstens nicht so schnell hinunter, als ich darauf gefaßt war, und ich verwundere mich ob der ungeglaubten Lebensfähigkeit."

Dichtend und wissenschaftlich arbeitend verbrachte er die letzten Jahre. Einen großen Plan hegte er noch, der teils seine Gesundheit befördern, teils der Wissenschaft dienen sollte. Mit Alexander von Humboldt, der ihm seit den alten Pariser Tagen ein freundlicher Gönner war, erwog er (1836) den Plan, auf einem preußischen Schiff, das im Herbst nach der Südsee und den Sandwichinseln ging, nach Hawaii zu gehn und dort der Stammsprache der Polynesier auf die Spur zu kommen; er wollte lieber in seinem Berufe sterben, als in Berlin sich überleben; aber sein Anerbieten fand keinen Anklang.

Infolgedessen blieben seine Arbeiten über die hawaiische Sprache unvollendet, er konnte nur in einer Denkschrift seine Resultate und die Wünsche, die er daran knüpfte, zusammenfassen; seine Druckschriften kamen seiner Bestimmung gemäß an die königl. Bibliothek, seine Vorarbeiten, die Dr. Buschmann überantwortet werden sollten, wurden von diesem als unbrauchbar, weil nur auf die früheren unvollkommenen Arbeiten der Missionäre gegründet, abgelehnt.

Während er so einen Teil seines Lebenswerks unausgeführt lassen mußte, hatte er die Freude, die erste vollständige Ausgabe seiner Werke in vier Bänden 1836 erscheinen zu sehen, die, wenn man von Gelegenheits- und Jugendgedichten absieht, das Wesentliche seiner dichterischen und prosaischen Arbeiten enthält. Er hatte das Glück, bei Fachgenossen und hohen Gönnern Anerkennung zu finden. Mit besonderm Stolz erfüllte ihn ein ausführlicher, höchlichst lobender Brief

des Kronprinzen (des spätern Königs Friedrich Wilhelm IV.) der ihm seit lange gewogen war und ihn zum Beispiel bei der Naturforscherversammlung des Jahres 1828 huldvollst ausgezeichnet hatte.

Aber dem höchsten Glück, das dem Schaffenden zuteil werden kann, der innern Befriedigung, dem Bewußtsein, in seinem Volk ein Echo zu finden, und der Wertschätzung der Besten, folgte das bitterste Leid. Antonie, seine Gattin, die 17 Jahre lang sein Stolz, seine Freude, bisweilen auch seine Stütze gewesen war, erkrankte an der Auszehrung. Ein Badeaufenthalt in Charlottenbrunn, wohin der Gatte sie begleitete, brachte keine Heilung, kaum Besserung; zu dem Schmerz, die Geliebte leiden zu sehen, gesellte sich bei dem selbst Kränklichen die Erkenntnis von dem nahen Verlust der Unentbehrlichen. Sie starb am 21. Mai 1837. Ihre Schwester, die schon während Antoniens Krankheit für Haus und Kinder gesorgt hatte, übernahm treulich Haus- und Mutterpflichten bis zu ihrem eignen Tode, 1854.

Durch den Tod der Lebensgefährtin war der Dichter tief betroffen, doch wußte er sich zu beherrschen. „Chamisso ist wohl," schrieb Gaudy 14. Juni 1837. „Er erträgt den harten Schlag mit männlicher Fassung — ich begreif's kaum wie. Mir kostet es jedesmal eine Überwindung, die Schwelle des verödeten Hauses zu überschreiten."

Der Dichter, der im vollen Glück so schöne Töne für die Geliebte gefunden hatte, verstummte in der Trauer. „Ich habe doch des Glückes genossen ein gutes Teil und mehr als viele andre," schrieb er einem Freunde, und einer Freundin berichtete er, wie seine Getreue vor ihm stände: „gesund an Geist und Seele, der Blick hell, das Gemüt heiter."

Nach dem Sonnenuntergang war der Pfad dunkel. Noch gedieh die Arbeit, amtliche, wissenschaftliche und dichterische, noch flammte die Begeisterung auf, zum Beispiel für die Eisenbahnen, so daß er es sich nicht nehmen ließ, die damals fertig gewordene erste Strecke der Leipzig-Dresdener Bahn zu

fahren, von den Leipziger Verlegern eingeladen und herzlich
aufgenommen; doch erkannte er, daß es zu Ende gehe. Daher
bat er am 16. März 1838 um Versetzung in den Ruhestand
und erhielt nach einer glänzenden Empfehlung seines Vor-
gesetzten diese Enthebung von seinem Amt unter Beibehaltung
eines vollen Gehalts (4. August 1838). „Sie haben vieles
und viel geleistet in der Welt und dürfen sich nun gestatten,
zu ruhen“, schrieb ihm der Minister.

Nur einige Wochen der Ruhe waren ihm gegönnt. Schon
am 6. August legte er sich nieder und starb nach zwei Wochen
fast völliger Bewußtlosigkeit, am 21. August 1838. In seinen
Fieberphantasien, die dem Tode vorausgingen, sprach er un-
ausgesetzt französisch. Am 23. August wurde er an der
Seite seiner Gattin auf dem Kirchhof vor dem Hallischen
Tore begraben, „ohne Prunk und in der Stille“, wie er ge-
wünscht hatte. Das Haus in der Friedrichstraße, in dem er
gewohnt hatte, wurde mit einer Denktafel versehen; im Jahre
1891 wurde ihm auf dem Monbijouplatz in Berlin ein schlichtes
Denkmal errichtet.

Das Wort, das der Dichter in einem seiner letzten Briefe
gebraucht hatte „Ich liebe wohl geliebt zu sein“, bewährte sich
vollkommen.

Gaudy erfuhr die Todesnachricht durch Ed. Gans in
Neapel. Am 28. September 1838 schrieb er darüber an Hirzel:
„Seit Jahren hatte ich mich körperlich und geistig nicht so
frisch und kräftig gefühlt, — da erfuhr ich Chamissos Tod . . .
und nun ist es mit der ganzen Freudigkeit wieder zu Ende,
und ein recht herber, tiefer Schmerz tritt verdüsternd an die
Stelle der kurzen Lust. Ich kann es gar nicht sagen, wie-
viel ich an Chamisso verliere — ach nicht weniger als alles.
Er war mit meinem Treiben, Plänen und Aussichten so innig
verwachsen. Es ist, als sei mit ihm mein besseres Ich zu
Grabe getragen. Was ich je geworden bin und geleistet habe,
verdanke ich zum größten Teil meinem Chamisso. Und wenn
in reiferen Jahren ein solches Band zwei Männer verknüpft,

jahrelang auf das innigste verschlingt, und dann durch den
Tod gelöst wird, so verliert der Überlebende wahrlich den Mut
die Hand wiederum nach einem neuen Freunde auszustrecken
Mein Kummer ist so groß, daß ich noch kaum an den der
Andern Zeit zu denken gehabt hatte, an den der Waisen, der
übrigen Freunde ... Das letzte Wort, welches ich von ihm
vernahm, war: Wir sehen uns wieder, hier oder — jenseits
Ich nahm ihm scherzend das Wort ab, vor meiner Heimkehr
nicht sterben zu wollen. Es ist das erstemal, daß der Freund
wortbrüchig ward."

„Ich bin wie gelähmt", schrieb derselbe an Sal. Hirzel
Rom, 25. April 1839, „und alle Lust am Dichten ist mir tief
tief in den Abgrund versunken. Ich kann mich noch immer
nicht in meinen Verlust finden. Und wenn ich ihn hier
schon so schmerzlich empfinde, wie wird es dann erst in der
Heimat sein, in Berlin, welches nun gar nichts mehr für
mich hat."

Und wie in diesen Stellen in tiefempfundener Prosa, so haben
Dichter, der nämliche Gaudy, H. C. Andersen und K. A. Stäge
mann, um nur einige zu nennen, das Andenken des Ver
storbenen in Versen gefeiert. Wohl am schönsten Fr. Dingel
stedt, der in dem Gedicht „Einem Toten" sang:

Ich seh ihn ganz: der Augen dunkles Feuer,
Die lichte Stirn, die Brauen stolz geschweift,
Und streng der Mund, als sei'n die Worte teuer.
So steht er da, die Locken weiß bereift,
Und in den Flocken, die die Jahre senden,
Den Lorbeerkranz zu vollem Grün gereift.

Er selbst ein Fels mit scheitelrechten Wänden,
„Salas y Gomez" ragt er aus der Flut
Von Wellendrang umbraust an allen Enden.
Doch in dem Steine schlägt ein Herz voll Glut,
Ein Herz, das hält die ganze Welt umschlungen,
Dran wie an Vaterbrust die Menschheit ruht.

Wer hat ihr Leid so laut, wie du, gesungen,
Und wer, wie du, gen wild' und zahme Horden
In ihrem Dienst sein Dichterschwert geschwungen?
Ein Fremdling warst du unsrem deutschen Norden,
In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn,
Und wer ist heimischer als du ihm worden?

---

5. Wissenschaft. Politik. Religion. Dichtung.

Über Chamissos Leistungen als Naturforscher sei kurz folgen-
es bemerkt: Er betrachtete sich als systematischen Botaniker;
n der Systematik bewahrt eine unscheinbare Pflanze aus der
Familie der unverwelklichen Amaranten, Chamissoa Kunth,
einen Namen. Er spürte an der englichen Küste in Plymouth,
uch am Tafelberge am Kap, unbekannte Spezies auf, nahm
ie Flora der Radackkette fast vollständig auf, fand in Kali-
ornien vieles, unter anderm eine Papaverazee, deren Samen
r nach Europa mitbrachte, und erhielt aus den Inseln des
ktischen Meeres zwischen Amerika und Asien eine reiche
lusbeute alpiner Flora. Seine Schätze überließ er nach seiner
ückkehr vielfach andern Forschern zur Bearbeitung.

Eine merkwürdige Entdeckung machte er auf dem Gebiete
r Metamorphosen. Bei den Salpen nämlich — weichen,
lashell durchsichtigen Tieren, die sich zahlreich an der Ober-
läche der See zeigen und zu zwanzig bis vierzig und mehr
urch besondere Anheftungsorgane zu langen Ketten vereinigt
ind — fand er, „daß die vereinzelten Salpen, welche nie
Teile einer Kette bildeten, stets eine Brut enthalten, welche
er Salpenkette gleicht; dagegen in den Gliedern der Kette
and er eine Brut, deren Form der der vereinzelten Salpen
tsprach. Die zu einer Salpenkette gehörigen Tiere, welche
reinzelte Salpen erzeugen, sind Zwitter; die vereinzelten
alpen dagegen sind geschlechtslos, und die Salpenketten ent-
hen in ihnen ohne Befruchtung durch innere Knospung".
Diese Art der Fortpflanzung, durch „abwechselnde Genera-

tionen", von Chamisso 1819 in einer besondern lateinischen Schrift geschildert, wurde mehrfach geleugnet, 1842 aber durch Steenstrup bestätigt.

Dagegen muß ihm, die ihm von Charles Darwin und nach dessen Vorgang von andern zugeschriebene Lehre von der Bildung der Atolle, der sogenannten niedrigen Inseln in der Wasserwüste der Südsee und des Indischen Ozeans, durch Korallentiere in der Weise, daß diesen „durch eine bewegte See Nahrung, Sauerstoff und Kalk zugeführt werde" abgesprochen werden; der Aufsatz, in dem diese Lehre zuerst vorgetragen wurde, stammt nicht von ihm, sondern von Eschscholtz.

Eine fernere naturwissenschaftliche Entdeckung ist die über die Torfmoore, daß nämlich das Meer an der Torfbildung weder im Binnenlande noch am Strande Anteil gehabt habe. Er machte Bemerkungen über Luftspiegelungen, betrachtete mit Erfolg Wirbeltiere, Affen, Reste der ausgestorbenen Tierwelt.

Am meisten ließ er sich die Erforschung des Menschen angelegen sein. Er verbreitete zuerst „durch Unterscheidung zweier Hauptprovinzen des Großen Ozeans und einer abgesonderten Gruppe von Inseln Licht über das die ozeanische Inselwelt bewohnende Völkergemisch".

Während seine anthropologischen Anschauungen über Alter und Wanderungen des Menschen veraltet erscheinen, sind seine ethnographischen Schilderungen „von unvergänglichem Werte, sofern er von den menschlichen Zuständen auf den ozeanischen Inseln mit Liebe und Sorgfalt ein lebendiges und farbenreiches Bild entworfen hat, welches nicht übertroffen werden kann, aus dem einfachen Grunde, daß das Urbild unwiederbringlich verloren ist". Mit fast schwärmerischer Neigung entbrannte Chamisso für die schönen Menschen von Radack, schloß mit einem ihrer Bewohner, Kadu, einen Freundschaftsbund und erhielt von diesem, seinem Freunde, kulturhistorische Belehrungen und Hilfe bei sprachlichen Forschungen.

Du Bois-Reymond, dem der vorstehende Abschnitt vollständig entnommen ist, faßt seine Würdigung in folgend

[…]tze zusammen: „Das Charakteristische und wahrhaft Be=
[…]undernswerte in Chamissos wissenschaftlicher Tätigkeit ist
[…]n die ganze Erscheinungswelt mit gleicher Liebe, Frische und
[…]pannkraft umfassendes Vermögen: von dem Gestein, welches
[…]er seinem geologischen Hammer erklang, dem Heu, wie er
[…]e getrockneten Lieblinge gern bescheidentlich nannte, dem
[…]eeresgewürm, welches ihm eins seiner wunderbarsten Geheim=
[…]sse verriet, bis zu jenem erhabensten Naturerzeugnis, als
[…]lches der Mensch der objektiven Forschung sich darstellt, man
[…]trachte ihn als einzelnes dem Tiere verwandtes Lebewesen,
[…]s werkzeugmachendes, feuergebrauchendes, geselliges Geschöpf,
[…]er in seiner höchsten Äußerung, der ihn erst zum Menschen
[…]hebenden Sprache. Mit gesunden regen Sinnen, mit stets
[…]reiter Tatkraft steht Chamisso den natürlichen Dingen gegen=
[…]er, legt unverdrossen Hand an zu jeder Art von Beobach=
[…]ng und bildet sich seine Vorstellungen ohne vorgefaßte
[…]einung und mit strenger Beschränkung auf das tatsächlich
[…]rkannte. So war er, auch wo naturgemäß seine Einzelan=
[…]ben überholt sind oder seine allgemeinen Anschauungen
[…]nter unsern heutigen Einsichten zurückbleiben, ganz und voll
[…] Naturforscher im besten Sinne des Worts und das zu
[…]er Zeit, da man sie in dem durch die Naturphilosophie
[…]pnotisierten Deutschland mit der Leuchte suchen mußte."

Der beschauliche Dichter und Diener der Wissenschaft ward
[…]r Welt nicht entfremdet; vielmehr wurde auch er von den
[…]eltbewegenden Fragen berührt. Von den schmerzlichen Diffe=
[…]nzen, die ihn 1806, 10 und 13 geplagt, war er befreit:
[…] diesem Kampf um eine Seele war Deutschland Siegerin
[…]blieben. Diese Tatsache bezeugte er in einem von seinem
[…]ten französischen Aufenthalte aus geschriebenen Briefe (1825):
[…]Deutscher Volkstümlichkeit hat sich das Tiefere, Heiligere in
[…]ir zugewandt, so bin ich durch Sprache, Kunst, Wissenschaft,
[…]ligion ein Deutscher."

Auch in spezielle politische Fragen einzugehen vermied er
[…]icht. So äußerte er sich 1819, nach seiner Rückkehr von der

Weltreise über russische Zustände, indem er Rußland für di
„alles verschlingende Macht und Frankreich für den Eckstei
unsrer jetzigen Welt" erklärte. Die Zeit der Reaktion macht
ihn nicht zu einem Rückläufigen. Aus all der Pracht, mi
der das neue Berlin sich umgab, sah er das alte zerschlissen
Hemd hervorgucken; sehnsüchtig sah er nach dem junge
Amerika hinüber, in der Meinung, daß es mit dem alte
Europa aus sei. Neben dem Satze, „daß der Zeitungsschaun
ihn nicht bespüle," stellte er doch unmittelbar den andern, da
er „tief ergriffen aus seiner Abgeschiedenheit unverwandte
Blickes dem öffentlichen Leben zuzuschauen sich nicht erwehren
könne.

Daher empfand und äußerte er für die Julirevolutio
lebhafteste Teilnahme, las französische Zeitungen, wo er si
auftreiben konnte, wurde aber kein Sänger der Straßen- un
Barrikadenkämpfe. Wo er ihrer gedenkt, in dem seltsame
Gedicht „Das Malerzeichen", tut er dies wie mit der Vor
führung einer grausigen Episode, von der er sich schaudern
abwendet, oder in mehr persönlich-subjektiver, als politisch
geschichtlicher Art (vergleiche das Gedicht „Memento"); da
Bild des flüchtigen, wenn auch schuldigen Königs erregt ih
ebenso Mitleid wie Unwillen. Der Dichter, der den Mäch
tigen der Erde zuruft, daß sie schauen und lernen sollen, wei
und sinnt mehr, als daß er zürnt.

An eine allgemeine Revolution, als Folge der französische
Erhebung, glaubte er nicht. „Was die Weltereignisse an
trifft," so schreibt er ziemlich kühl einer Freundin im Dezemb
1830, „ich glaubte, daß die ganze Welt sich dergestalt vor d
ganzen Welt fürchtet, daß man es überall beim Anknurre
hübsch bewenden lassen will, und jeder nur an den Händel
die er im Hause hat, genug haben wird. — Inmittlerwei
kann man es sich nicht verhehlen, daß eine neue Zeit ang
gangen ist."

Das ist gewiß weniger die Sprache eines begeisterte
Revolutionärs als eines kühlen Beobachters. Warm wur

nur, wenn er in ähnlicher Weise wie die meisten Dichter
jener Tage von den Polen sprach: „Polnisch sind wir und
ganz Deutschland und die ganze Welt gesinnt und enthusiastisch.“
Die Zustände seines neuen Vaterlandes, Preußen — denn er
war mehr Preuße als Deutscher — sah er in rosigem Licht.
Dem Jugendfreunde de la Foye, der mit ihm in der Zeit
schwerer Bedrängnis preußischer Offizier gewesen war, aber
gleiche Sympathien mit ihm gewahrt, lange nachdem er des
Königs Rock ausgezogen hatte, schrieb er (4. August 1831):
„Wir haben hier, mein lieber Freund, keinen Anteil an den
Bewegungen genommen, die allerorten die Erneuerung einer
Epoche der Geschichte bezeichnen und begleiten, die Wellen
haben sich ringsher an unsern friedlichen Grenzen gebrochen.
Dieses Auffallende ist dem zu danken, daß wir von lange her,
langsam und geräuschlos unabläßig vorwärts gegangen sind,
als alles still stand oder sich unsinnig mühte zurückzugehen,
wir haben in der Tat das mehrste von dem, wonach bei euch
geschrien wird. Kommunalgesetz, Gleichheit vor dem Gesetz,
eine Nationalarmee, die aus dem Volke hervorgeht, welches in
seiner Gesamtheit ohne Ausnahme durch dieselbe geht, wir
haben Unterrichts-, Wohltätigkeitsvereine und Gesetze usw.
Wir haben eine Gewohnheit der Rechtlichkeit, die zu einer
andern Natur geworden ist, wir wissen nicht, was Gunst heißt.
Wir haben eine väterliche Regierung, Liebe und Zutrauen zu
dem Oberhaupte, und in Zeiten der Gefahr hat der Instinkt
alle um den Thron versammelt, da ringsher sich alle gegen
ihre Regierungen verbündeten. In der Tat hätte ganz Nord-
deutschland nichts Beßres begehrt, als preußisch zu werden.“ —
Kein politisches System, aber vereinzelte Äußerungen über
Politik finden sich in dem Tagebuch der Weltreise. Bald
warnt er kurz vor Despotismus, bald verkündet er, obgleich
er sich des Adels seiner Väter freut, daß eine Wiederbelebung
veralteter Zustände unmöglich, daß ein Fortschritt in der Ge-
schichte unabweisbar, bald tritt er für Preßfreiheit ein. Bei
Erwähnung einer Zeitung in Otaheiti sagt er: „Die ihr dort

die Presse, die periodische Presse befördert, hört auf, euch daheim davor zu entsetzen und sie zu bekämpfen. Schlagt euch nicht gegen die Luft, eure Streiche verwunden sie nicht. Preßfreiheit ist in Europa. — Der Tory Walter Scott sagt im „Leben Napoleons": ‚Deutschland verdankt von jeher der politischen Zerstücklung seines Gebietes die Wohltat der Preßfreiheit.' Was er von Deutschland sagt, gilt von der Welt. Die Presse ist nur ein Nachhall, selbst machtlos, wo sie das nicht ist. Die öffentliche Meinung, das ist die Macht, die groß geworden. Dankt der Presse und lernt von ihr."

Im allgemeinen bekundet er sich auch hier als gemäßigten Liberalen, der jeder Überstürzung feind ist, ja das Erhaltungswerte zu behaupten anrät. Bei der Schilderung von Manila braucht er folgende Worte: „Die chinesische Vorstadt ist für den anziehend, der das Reich der Mitte nicht betreten hat. ‚Non cuivis homini contingit adire Corinthum.' Es ist doch, und mögen wir uns noch so sehr über die Chinesen erheben, das Normalreich der konservativen Politik, und wer von den Unsern dieser Fahne folgt, hätte gewiß an jenem Muster vieles zu lernen. Ich meine nicht eben, um Rückschraubungsversuche, die immer mißlich sind, in Dingen vorzunehmen, wo wir einmal tatsächlich weiter vorgeschritten sind als die Chinesen; aber doch um zu ermessen, was zu konservieren frommt, und wie man überhaupt konserviert. Ich bin aber hier außer meinem Fache."

Aus den Schlußworten, die sich in ähnlicher Weise noch bei andern politischen Abschweifungen finden, erkennt man nicht bloß, daß Chamisso in seinem Reisewerk streng bei seinem Thema zu bleiben gedachte, sondern daß er die zünftige Beschäftigung mit Politik von sich abwies.

Wie in den Briefen und dem Reisetagebuch, werden auch in den Gedichten mannigfach politische Gedanken erörtert; bald wird in ihnen auf den Wortbruch deutscher Fürsten in den Zeiten der Reaktion hingedeutet, bald auf das drohende Gespenst der Revolution. Seine Unzufriedenheit mit den bestehenden

litischen Zuständen sprach Chamisso offen und versteckt in seinen
rsen aus; wie in einem Aufsatze über die Zensur, beklagt er
ch in Gedichten die Knechtung der öffentlichen Meinung.
an geht gewiß zu weit, wenn man den Grund seines
esens politisch nennt, wenn man aus der Tatsache, freilich
inem Zufalle, daß er Béranger übersetzte, eine volle Über-
nstimmung mit dem Wesen des französischen Volksdichters ent-
hmen will, — sicher aber war er ein freisinniger Mann, weder
fangen in den adligen Anschauungen, die ihm traditionell
erkommen waren, noch in denen des Offiziersstandes, dem
manches Jahr angehört hatte. Seine Internationalität,
ne Kenntnisse fremder Völker, zuletzt, wenn auch nicht in
rvorragendem Maße, seine Belesenheit in geschichtlichen Wer-
n verschafften ihm einen weiten politischen Blick. Aber wie
von der Entdeckungsreise sich immer nach der engen Heimat
hnt, so kehrte er auch im Denken von weltbürgerlichen
sflügen nach Preußen als seinem wahren Vaterlande zurück.
Als guter Preuße war er ein Königstreuer. Die Dank-
rkeit, die er der Königin schuldete, übertrug er auf ihren Sohn,
n als seinem Kriegsherrn er verpflichtet war. Noch 1836
mete er ihm einen Trinkspruch, in dem er, das patriarcha-
he Verhältnis betonend, das den König mit seinem Volke
band, den Herrscher als Familienhaupt feierte:

Der Fels das ist die Liebe, worauf ist gut zu baun;
Wo Lieb' im Hause waltet, ist Eintracht und Vertraun,
Und mag in Sturm erzittern weithin die bange Welt,
Das Haus ist fest begründet, das Haus ist wohl bestellt!

Außer der Politik beschäftigte den Denkenden auch die
igion. Als Katholik geboren, blieb er äußerlich dem Katho-
mus treu, wenn er auch eine protestantische Frau heiratete
seine Kinder protestantisch erziehen ließ. Er war ein
chender, der das Verlangen nach Gläubigkeit in sich trug,
eines Wunders oder einer machtvollen Persönlichkeit
urft hätte, um vollends ein Gläubiger zu werden. Ein

stetes Lebensinteresse erweckten ihm die religiösen Fragen nicht; nur einzelne Stellen der Briefe und Gedichte bekunden ein gelegentliches Auftauchen solcher Fragen. Als junger Mensch (1797) glaubte er Anhänger der französischen Materialisten sein zu müssen, im Genuß die Bestimmung des Menschen zu sehen; allmählich (1801), mit Hilfe eines Abbé R. wandte er sich der katholischen Religion zu, in der er geboren und erzogen war, ohne den Berge versetzenden Glauben, aber in treuer auf Grundsätzen wurzelnder Anhänglichkeit. Er wies nicht ungern auf Rousseaus „Savoyardischen Vikar" als auf sein religiöses Erbauungsbuch hin und polemisierte (1805) gegen Helvetius. Wenn er auch dessen Menschenkenntnis gelten ließ und seinen Blick als den des geübten Menschenbeobachters rühmte, so verdammte er den Standpunkt des naturalistischen Franzosen als den der flachsten Empirie und verwarf seine Hochschätzung des groben Eigennutzes.

Den jugendlichen Offizier, der 1805 zum Kriege auszog, erfüllten, als er der Gefahr ins Auge blickte, ernste Gedanken. Es war nicht Todesfurcht, deren sich der junge, seiner Kraft bewußte und sich Großes zutrauende Offizier auch nicht hätte zu schämen brauchen, sondern etwas unklare Vorstellungen von Unsterblichkeit und Seelenwanderung: „Aber auch selbst für dieses Reich ist ein Gedanke mir Trost und Kraft; nicht nur Menschen, auch ein Geschlecht lebt, und das Werk des einen, und der Weg, den er zurücklegte und sein Leben verschwinden nicht mit ihm von diesem Reiche, aber es erben wohl die Brüder und nähern (sic) hinfort der Vollendung. Vergänglich ist nicht hier, nicht dort, was wirklich war."

Gerade in jener Zeit müssen, vielleicht unter Fichteschem und Schleiermacherschem Einflusse religiöse Gedanken ihn vielfach beschäftigt haben. Es klingt mehr wie eine Erinnerung an Gelesenes, als wie der Ausdruck einer durch selbständiges Denken gewonnenen Überzeugung, wenn er im Juli 1806 in einem an Neumann gerichteten Gutachten sich äußert: „Die Religion ist nicht die höchste Sehnsucht zu Gott, sondern die

bsolute Vereinigung mit ihm, mithin gibt es nicht ein noch höheres — sie ist Befriedigung — wie wäre die Befriedigung der, die Wissenschaft, die Erkenntnis Gottes — unter der Religion stehet diese."

So vielfach auch in der ferneren Zeit der Ernst des Lebens an den Dichter herantrat, so riefen weder Kriegsereignisse, noch Weltreise, weder Glück noch Sorge im häuslichen Leben eine religiöse Wandlung, eine entschiedene Hinwendung zu Glaubensfragen hervor. Ob seine Verehelichung nach protestantischem Ritus stattfand, wissen wir nicht. Eine kirchliche Bestattung verbot er durchaus. Über die Taufe seines ältesten Sohnes schrieb er (1828): „Ich habe nach Landesbrauch, das heißt protestantisch taufen lassen. Die Frage, deren Antwort sich in mir geschichtlich ruhig bis zu einiger Klarheit entfaltet, ohne daß ein Schritt notwendig ward, für einen andern und durch einen Schritt, wo nicht zu entscheiden, doch wenigstens deren Entscheidung anzudeuten, kostete mich einigen Kampf; dieses alles streng unter uns; es ist ein Punkt, worüber man nicht spricht."

Wie in Briefen lehnte er es auch in Gesprächen ab, sich über religiöse Dinge zu äußern, er bereute es fast, wenn ihm ein derartiges Wort entfuhr. Dies Schweigen jedoch entstammte keiner Verachtung religiöser Glaubenssätze und keiner Indolenz gegen das Christentum. Vielmehr war er wenig erbaut von der herrschenden Indifferenz und meinte, „daß nichts vom Christentume übrigbleibe, wenn man die Göttlichkeit Jesu und die Unsterblichkeit angreife". Auf seiner Weltreise hatte er Gelegenheit, das Wirken der Missionare zu beobachten und die Frage über den Zusammenprall der frühern mit der vom Christentum geschaffenen Weltanschauung zu erörtern. Er äußerte sich darüber folgendermaßen: „Die Volkstümlichkeit, die vor dem aufgehenden Christentum untergehen muß, habe ich geschaut, und sie ist mir wert geworden; daß ich um sie traure, spreche ich unumwunden aus. Daß ich aber der Mann des Fortschrittes bin und höher mir der Geist des Christentums mit seinen Segnungen gilt, glaub' ich in

meinem Gedichte ‚Ein Gerichtstag auf Huahine‘ an den Tag gelegt zu haben.“

Wenige Monate vor seinem Tode äußerte er sich zu seinem Herzensfreunde de la Foye ausführlich über seinen religiösen Standpunkt: „Mein Glaubensbekenntnis ist noch das zu Anfang des 8. Kapitels des Schlemihls ausgesprochene. — Ich habe in meinen hawaiischen Studien jahrelang über dem Neuen Testament gebrütet; neue Dogmatik mir zurecht zu legen, bin ich unvermögend gewesen. — Wird denn eine von uns gefordert werden? — Unsre ganze Gesittung ist christlich; ich habe, der ich nicht vorurteilsfreier als viele glaubten, andre Gesittungen angeschaut, und auch wohl saint-simonistisch versucht, mir eine zusagendere zu erdichten; ich habe mich immer beschämt auf die christliche zurückgeführt gefühlt, auf die Ehe und die Familie, das Verhältnis der Geschlechter, wie sie uns geordnet sind. Papsttum und Pfaffentum widern mich an, meine Vernunft begehrt Volljährigkeitsrecht, ich bin dem Katholizismus entwachsen und dennoch soll eine Kirche sein, und ein Glaube, scheint es mir, ist nur auf katholischem Wege zu erzielen; mit dem Schlüssel des Gewölbes stürzt das Gebäude ein und ist eingestürzt. Der Zopfprediger, der vom Seidenbau predigt, und der protestantische Mystiker und Zelot (ein widervernünftiges Ding, das es doch gibt) sind nicht mehr voneinander zu sichten. Worin soll denn das Christentum bestehen? Jeder antwortet anders und jeder zieht willkürlich seinen Kreis, sprechend huc usque. Ist Christus nur ein ehrlicher Mann gewesen (Rationalisten); der war auch Epiktet und am Ende auch Rabelais, deren Werke denen oder jenen besser munden mögen als das Evangelium; — gibt es keine Fortdauer des Ichs nach dem Tode (Schleiermacher, wenigstens zu früherer Zeit), wozu dann all das Wesen? — Christ möchte ich (mein eigengezogener Kreis) nur den nennen, der an die göttliche Sendung, an die Gottheit oder Göttlichkeit Christi und an die Fortdauer des Ichs glaubt. Bin ich selber ein Christ? — Ich weiß es nicht.“

Der Biograph kann die Frage, die der Dichter sich stellte und nicht zu bejahen wagte, resoluter beantworten. Chamisso war Christ, lehnte es jedoch ab, theologische Fragen zu erörtern und in Mysterien einzudringen. Nicht grübeln, nicht ergründen wollen, was sich nicht ergründen läßt, sondern „redlich wandeln“, wie der Psalmist sagt, seinem geraden Sinne vertrauen, „der innern Stimme folgen“, nach den Worten seines Peter Schlemihl, war sein Programm, dem er im Leben folgte. Werkheilige verachtete er und stand lieber abseits, wie der sündige Zöllner, von dem der Evangelist berichtet, des gnädigen Gerichtes seines Gottes harrend („Evangelium St. Lucae 18, 10“). Aus diesen Lebensgrundsätzen heraus, wohl auch befördert durch seine Bekanntschaft mit verschiedenen Religionssystemen, entwickelte sich seine weitgehende Toleranz, keine mattherzige Duldung des Untergeordneten seitens des auf seinen Vorzug Stolzen, sondern die echt humane Auffassung von der Brüderlichkeit und Gleichheit der Strebenden und von der Pflicht des Irrenden, seinen gleichfalls schwankenden Bruder zu dulden und zu stützen.

„Ich lese, schreibe, singe, fühle und denke in einer Sprache, die Dir fremd ist,“ schrieb Chamisso 1821 an seine Schwester. Wenn man von seinen lyrischen Dichtungen spricht, durch die er sich den hauptsächlichen Ruhm in Deutschland erworben hat, kommen nur die in deutscher Sprache geschriebenen in Betracht. Seine französischen gehören ausschließlich der Zeit von 1800 bis 1804 an. Schon ehe er vollkommen ein Deutscher in seinem Herzen wurde, war er es im Reden und Schreiben geworden. Dies ging so weit, daß, als er 1810 und in den folgenden Jahren im Kreise der Frau von Stael wieder ausschließlich französisch sprach und schrieb, seine Aussprache und Ausdrucksweise von der Kundigsten der Kundigen bemängelt wurde.

Die meisten seiner Dichtungen sind in den letzten zwölf Jahren seines Lebens entstanden; und unter diesen waren wiederum die Jahre von 1832 an bedeutend fruchtbarer als die früheren. Von einer Entwicklung, von Dichterperioden wie bei so vielen andern Poeten kann man bei ihm kaum sprechen. In seiner Jugend ein Tasten nach Formen, ein Suchen des Inhalts, eine Unsicherheit in der Sprache, nachher ein ziemlich langes Verstummen, unterbrochen durch wenige Gelegenheitsdichtungen, und auf einmal steht, fast unmittelbar nach der Verlobung und Verheiratung, der Dichter in seiner ganzen Vollendung da. Kein Ansicharbeiten, keine allmähliche Vervollkommnung hat den Dichter gemacht, noch weniger etwa fleißige Lektüre, denn gerade die Jahre der mangelhaften Formgebung waren die des eifrigen Lesens zeitgenössischer und früherer Dichter; in seinen Meisterjahren dagegen las er nach Hitzigs Bericht kein Journal und selten ein neues Buch.

So vielfache persönliche und geistige Beziehungen Chamisso auch mit den Romantikern hatte, so knüpfte er doch bei der Wiederaufnahme seiner Dichtungen durchaus nicht bloß an jene früheren Gesinnungsgenossen an. Dies brauchte um so weniger zu geschehen, als die eigentliche Lyrik der Romantiker ihm stets fern gelegen hatte, ihre ausschließliche Lust, Stimmung zu erregen, Tonmalereien zu liefern, nie die seine gewesen war. Dennoch lassen sich, in Chamissos Dichtungen, wie Walzel gezeigt hat, Zusammenhänge mit der alten Romantik erkennen, sie bestehen in der zwar seit lange bestehenden aber durch die Romantik neu entfachten Neigung zu Übersetzungen, und zwar teils aus den germanistischen Literaturen, teils aus denen entfernter Länder, die er auf seiner Weltreise kennen gelernt hatte, wobei der Begriff der Weltliteratur — das Wort durch Goethe geprägt, aber die Idee von den Romantikern hervorgerufen — ihm vorschwebte. Unter den Dichtern der unmittelbar vorhergehenden Periode sind, wie wiederum Walzel dargetan hat, drei am wichtigsten für ihn geworden: für seine Balladen Uhland, von dem er teils in den

Form, teils im diskreten Humor stark beeinflußt wurde, sodann Heine, dessen Humor und Satire wenigstens für einzelne Dichtungen Gedankengang und Schlußwendung bestimmen; endlich Béranger, der in politischer Beziehung sein Muster ward. Denn auch auf unsern Dichter paßt das Wort, das er über Béranger brauchte: „Gesinnung und Charakter sind die Wurzeln seiner Poesie; ohne dieselben würde er nur ein Mann von Talent sein, wie es deren andre gibt, nicht der der alle überragt."

Seine Gedichte teilte er selbst in zwei große Abteilungen, erstens Lieder und lyrisch-epische Gedichte, zweitens Sonette, Terzinen, Gelegenheitsgedichte, in dramatischer Form, Übersetzungen. Diesen beiden Abteilungen steht eine Trilogie „Der Dichter" voran: drei Gedichte nämlich: „Aus der Beringstraße", „Bei der Rückkehr", „Berlin", 1816, 1818, 1831, alle drei der Aussprache seines Dichterberufs und des deutschen Heimatsgefühls gewidmet.

Die Gedichte der ersten Abteilung haben die verschiedenartigsten Strophen, vier- bis zehnzeilig, oft gleichmäßige Zeilen, gelegentlich mit einem kürzeren Nachklangsvers am Ende der Strophe; die Reime folgen selten in den unmittelbar folgenden Zeilen, meist reimen eins und drei, zwei und vier, häufig ist der erste und dritte Vers reimlos. Mit großem Geschick weiß sich der Dichter auch bei längeren Erzählungen in vollkommen reimlosen Versen zu bewegen. Vier- und fünffüßige Jamben und Trochäen sind viel häufiger als der lange sechsfüßige Vers, der mit Vorliebe bei größeren erzählenden Dichtungen gebraucht wird: „Abdallah", „Deutsche Volkssagen", „Abba Glosk Leczeka" und andre. Nur von einer Form muß etwas ausführlicher gesprochen werden, von der Terzine. Sein erster derartiger Versuch entsteht 1803; die bedeutenden erzählenden Gedichte, die in dieser Form geschrieben sind, gehören der Altersdichtung an. Vermutlich hat, wie neuerdings behauptet wurde, Schellings Terzinengedicht: „Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning" wie überhaupt auf Chamisso, so besonders auf seine Anwendung der Terzine, gewirkt. Einen

besonderen Fortschritt in dieser Art der Dichtung stellt Chamisso
Behandlung nicht dar. Gerade in seinen älteren Dichtunge
ist seine Ausdrucksweise wenn auch tadellos deutsch, doch nich
immer fern von platter Prosa, aber gerade diese Form war fü
analysierende, räsonierende Dichtung besonders geeignet; woh
das bekannteste seiner Gedichte „Salas y Gomez" gehört ihr an

Der Dichter arbeitete nicht leicht, „es floß ihm nicht
zu, er mußte danach ringen". Plante er zum Beispiel di
eben erwähnten Terzinen, so entwarf er Tabellen für die sic
ergebenden Reime. Aber auch bei andern Versarten hatte er ein
mühevolle Arbeit zu überwinden: die erhaltenen Handschrifte
weisen zahlreiche Verbesserungen, häufig völlige Umwandlun
des zuerst hingeschriebenen Textes auf. Das fertig gewordene
wurde meist Hitzig zur Korrektur übergeben. Das wichtigst
war dem Dichter, wie der eben genannte Berichterstatter er
zählt: „ob es auch herauskomme", das heißt ob der Gedank
schlicht, einfach, allgemein verständlich ausgedrückt sei.

Das Charakteristische bei Chamisso ist die Doppelseitigkei
seines Wesens, die schon in seinem Leben, in seiner Entwic
lung vom Franzosen zum Deutschen zum Ausdruck kommt
Chamisso feierte die deutschen Dichter. Nicht bloß die dich
tenden jugendlichen Genossen, die dem Freunde das Lob eifri
und überreichlich zurückgaben, sondern Schiller und Goethe
denen er persönlich ganz fern stand. Schiller pries er al
den Dichter der Ideale und meinte, höher als aller weltlich
Ruhm müßte seines Herzens Preis gelten; Goethes Ruhm
verkündete er in Prosa, die Varnhagen für würdig erachtete
einen Platz in den Zeugnissen der Mitlebenden über Goeth
einzunehmen, und in Versen, letzteres gemeinschaftlich mit den
Mitgliedern der gleichgestimmten Berliner Mittwochsgesellschaft
gern und häufig. Ein blinder Nachahmer beider wurde e
jedoch nicht. Schillers Romanzen- und Balladenton, sein
„Umkleidung philosophischer Gedanken" lag ihm völlig fern
Goethes Erotik und abgeklärte Spruch-Weisheit war von seine
Art gänzlich verschieden.

In seiner Verehrung der Dichter beschränkte er sich nicht auf Deutschland. Für ihn hatte das Schöne kein spezifisches Vaterland. Derselbe Mann, der Goethe und Schiller rühmte, verherrlichte französische Dichter, übersetzte Gedichte einzelner und gab eine Auswahl aus Bérangers Poesien heraus. Diese Wertschätzung der Franzosen, die ihm in der Achtung verständiger Beurteiler den Ruhm eines wackeren Kämpen für den Begriff einer Weltliteratur verschafft, mag ihm in den Augen einseitiger Teutonen geschadet haben, die ihm seine französische Abstammung eher verziehen als seine französischen Sympathien.

Die Doppelseitigkeit im Wesen Chamissos zeigte sich aber nicht bloß in dem Umstande, daß er ein geborener Franzose war, der doch Deutscher werden wollte und wirklich ward. Auch in seiner Dichtung beschränkte er sich nicht auf ein einzelnes Gebiet, sondern schweifte in die Ferne; man könnte seine Poesien in höherem Grade als die andrer Dichter als „Eigenes und Angeeignetes“ bezeichnen. Er war in keiner Weise originalitätssüchtig, sondern liebte es geradezu Vorbilder zu wählen; zu dieser Wahl bestimmte ihn aber nicht die Sucht, vielseitig und sprachenkundig zu erscheinen, sondern das Verlangen, dem Schönen, das anderwärts genossen ward, Heimatsrecht auch im Deutschen zu verschaffen. So dichtete er außer französischen Liedern und jüdischen Legenden dänische Gedichte nach, finnische Volkslieder, russische Märchen, arabische Erzählungen, die ihm bekannte litauische Literatur wurde von ihm in gleicher Weise benutzt wie die malaiische; ja bei dieser Benutzung fremder Stoffe wandte er sich gern gerade den von der Kultur unberührten „wilden“ Völkern zu.

Das Merkwürdige ist nun, daß diese Nachdichtungen nicht etwa uns fremd geblieben, sondern daß gerade sie tiefer ins Volksbewußtsein gedrungen sind als etwa die Bearbeitung deutscher Sagen. Denn wohl keine der letzteren ist so allgemein bekannt geworden, wie die aus „Tausend und eine Nacht“ geschöpfte Geschichte des Abdallah mit ihrer lehrhaften Tendenz und ihren feinen ironischen Zügen, oder jenes herzergreifende Gedicht

„Der Soldat" nach Andersen, in welchem der Freund den
Freunde den Tod gibt, während die übrigen zur Exekutio
befehligten Kameraden fehlschießen; oder die nicht minde
rührende, dem Litauischen nacherzählte Geschichte „Der Soh
der Witwe", wo der zum Kriege ausgezogene, von Braut
Schwester und Mutter bang Erwartete nicht zurückkehrt, —
das herrenlos heimkehrende Roß bringt den Wartenden d
Kunde von dem schweren Verlust.

Den Grund dafür, daß diese ausländischen Dichtungen de
modernen Lesern nicht fremd, sondern heimisch anmuten, deute
Chamisso selbst in einer von seinem Landsmanne Ampère übe
lieferten Äußerung an. „Ich suche und finde nur in un
im Grunde unsres Herzens, in unsrer Geschichte, unsrer b
stehenden Gesellschaft die Poesie. Wenn ich dies aus alle
Erzählungen, Legenden und Traditionen hervorhebe, so g
schieht dies, weil Geschichten, wie die von der ‚Weibertreu
und ‚Abdallah' uns so gut wie den Lateinern und Orien
talen erscheinen. Den Menschen stelle ich immer in den Vo
dergrund, die Geheimnisse des Herzens suche ich zu enthülle
und wenn ich meinen Reisen die Kunst verdanke, einige Natu
szenen darzustellen, so war die Landschaft immer der Grun
des Gemäldes."

Ebenso wie der Dichter in zwei Welten lebte, der alten u
der neuen Heimat, der Heimat überhaupt und der Fremde,
lebte er auch in verschiedenen Zeiten, in der Vergangenheit u
in der Gegenwart. Die Romantiker, denen Chamisso zuzurechne
ist, haben im allgemeinen keine bestimmte Zeitfärbung; sie gebe
weder klar erkennbare Bilder aus der Umgebung, in welcher
leben, noch geschichtliche Schilderungen, die man ohne Komme
tar begreift; Chamisso dagegen hat den richtigen Blick für d
größeren und kleineren Vorgänge, die er mit ansieht, und f
die Ereignisse der Vergangenheit. Jenen bekundet er in der a
mutigen, wahrhaft plastischen Schilderung der „Alten Wasc
frau", in sehr bemerkenswerten, damals von den Dichter
als Verteidigern des alten „gemütlichen" Schlendrians, dur

aus nicht allgemein geteilten Lobsprüchen der neuen Erfindungen und Einrichtungen, zum Beispiel der Eisenbahnen, oder in „Des Basken Etchehons Klage“, wo er einen Vorgang schildert, der in einer französischen Zeitung erzählt war; diesen in der poetischen Wiedergabe mancher Volkssagen und geschichtlicher Anekdoten aus dem Leben der Korsen und andrer Völker. Er ist kein Altertümler und kein Anmerkungenhäufer, aber er weiß vergangenen Zeiten ein so frisches Kolorit zu geben, wie etwa den Schilderungen, die er den auf seinen Reisen beobachteten Gegenständen widmete. Er ist vielleicht nicht unbeeinflußt von seinem Zeit- und Landesgenossen Balzac, fast ein Naturalist im modernen Sinn, indem er aus dem von Hitzig ihm mündlich Erzählten oder aus den in dessen kriminalistischen Zeitschriften dargestellten interessanten „Fällen“ eine poetische Schilderung gestaltete, Grausiges erzählte wie „Mateo Falcone“ und andres. Die Zeitgenossen Hitzig und Neumann bezeichnen dies als abnorm. Neumann meinte geradezu, „wenn derartiges Gräßliches in der Natur auch möglich wäre, in der Poesie müßte es wenigstens unmöglich bleiben“. Der moderne Naturalismus hat ganz andres als darstellbar gewagt. Nur muß man bei solchen Dichtungen unsres Poeten bedenken, daß derartige Stoffe selten bei ihm vorkommen, und daß ihn das Harmonische, Schöne, Ebenmäßige wie im Leben so auch im Dichten am meisten reizte.

Wie sehr es ihm um richtige Zeichnung von Persönlichkeiten und Zeiten zu tun war, lehrt eine neuerdings veröffentlichte, wenig bekannte Briefstelle über das schöne, bereits angeführte Gedicht, von dem noch später Gebrauch zu machen ist: „Abba Glosk Leczeka“.

„Ich habe nämlich dieses Gedicht der strengen Zensur etlicher unsrer gelehrten Juden*) unterworfen und verdanke ihren Rügen, die ich strenge beobachtet habe, daß es jetzt vollkommen in den Sitten gehalten ist. Friedlaender, ein Gleichzeitiger und Freund

*) David Friedlaender und Dr. Jost.

von Mendelssohn, hat den Abba gut gekannt und mit rege
Teilnahme in meinem Lied erkannt."

Aber die merkwürdigste Ausprägung des zwiespältige
Wesens unsres Dichters zeigt sich in Chamissos Liebesgedichten
Die meisten erotischen Dichter preisen die Liebe zum Weibe un
schildern die Geliebte, sie überlassen es den Dichterinnen, da
Bild des Geliebten auszumalen. Dieser übrigens natürlich
Gegensatz männlicher und weiblicher Dichter geht so weit, da
selbst die geistlichen Dichter fast ausnahmlos die Jungfra
Maria preisen, während die Dichterinnen in echt weiblichen
Schwächegefühl sich an einen starken Heiland anlehnen ode
Christus mit allen körperlichen und seelischen Vorzügen eine
menschlichen Geliebten schmücken. Chamisso ist einer der wenige
Dichter, neben Rückert und Geibel, der gerade in lyrischen Ge
dichten mit Vorliebe die Empfindungen der Frau darstellte
nicht etwa bloß die Klage der Verlassenen — und es ist j
charakteristisch, daß gerade letzteres von männlichen Dichter
nicht selten versucht wird —, sondern den Jubel der liebende
und die Treue der vermählten Frau. Zwar in einer de
früher angeführten Balladen tritt auch in dieser Beziehung
sein skeptischer Sinn hervor — über den so traurig verun
glückten Helden läßt er die Braut drei Wochen, die Schweste
drei Jahre klagen und nur die Mutter ihren Schmerz bis a
ihr Lebensende tragen und hegen, — aber im allgemeinen is
er der innige und sinnige Verkünder der Frauenliebe, der Lob
redner weiblicher Treue und der Herold des Ehe-, und Mutter
glücks. Denn das Wesen des Weibes ist ihm Liebe. Darum
ist auch, wie der Dichter in dem schönen Gedichte „Die dre
Schwestern" ausführt, nicht diejenige die Unglücklichste, die
des Geliebten unmännlichen, verderbten Sinn erkennend, ihn
verstößt, nicht diejenige, welche im bräutlichen Schmucke des
Verlobten harrend, statt des Erwarteten seinen Leichnam
gebracht erhält, sondern diejenige, welcher niemals die Liebe
gelächelt. Chamissos Gedichtzyklen „Frauen-Liebe und -Leben"
und „Lebens-Lieder und -Bilder" sind tief empfundene und

hön zum Ausdruck gebrachte Zeugnisse echter und wahrer Zü-
igung, erquickende Liebesidyllen, ebenso frei von entnervender
idenschaft — nur eine gesunde Sinnlichkeit predigend, wie
twa in dem Gedichte „Küssen will ich, ich will küssen“ —
e von himmelsstürmender Sehnsucht. Denn nicht die stolze
chöne feiert der Dichter, welche von einer Schar von Be-
underern umgeben, durch einen Blick einen Verehrer beseligt
nd einem andern Verderben bereitet, sondern das liebliche
ürgermädchen, das trotz aller keuschen Zurückhaltung dem
eliebten sich entgegensehnt, und, gerade weil sie ihn über
lles liebt, alle Zärtlichkeit, deren ihr stark fühlendes Herz
ähig ist, ihrem Gatten aufspart. („Die Braut.“) Diese bürger-
ichen Kreise haben jedoch nichts vom Spießbürgerlichen, Philister-
aften, es ist deutsche Minne, sittlich, edel und rein von allem
nwürdigen.

Aber Chamisso versetzt sich nicht bloß in das Gefühl andrer,
 die Empfindungen des andern Geschlechts, sondern, da er
elbst reich fühlt und empfindet, offenbart er auch sich selbst, seine
ignen Gefühle im Lied. Daß er liebte, irrte und leiden mußte,
igte er in seinen Gedichten. Die Französin, der er als Jüng-
ing warme Huldigungen darbrachte, von der er aber mit ge-
chwisterlicher Gesinnung abgespeist werden sollte, besang er zu-
eist in französischen Schmerzenslauten; seine späteren kleinen
alanten Verhältnisse, wie die Beziehungen zu Helmine, haben
inen oder nur geringen poetischen Ausdruck gefunden. Seine
auptsächlichen Liebesgedichte sind der Gattin gewidmet.

Mochte er früher nur im Anschauen des Glückes andrer
iebe und Treue gefeiert haben, konnte er, eben weil er stark
und wahr zu empfinden wußte, den schwierigen Versuch wagen
und glücklich durchführen, ein altes Volkslied „Es steht eine
inde im tiefen Tal“ in neue Form zu bringen, und durch
diese noch eine erhöhte Wirkung hervorzurufen; jetzt, da er
die Geliebte gewonnen hatte, besang er Liebe und Treue aus
eigner Erfahrung. Seine Lieder an seine Braut und seine
Frau sind sehr schön, frei von Übertreibung, fern von Ent-

täuschung, der Ausdruck reinen und sicheren Glücksgefühls. Ehe er seine Braut gefunden, hatte er sich elend und verlassen gefühlt, nun erschien er sich durch ihre Einwirkung und ihr Verdienst reich und groß, jung und stark:

> Du, die Du alles, alles gibst,
> Du segnest mich, wie Du mich liebst.

Dieses Glücksgefühl erhielt sich lange, aber die Lebenskräfte dauerten nicht aus. Vielleicht hat der Dichter, der während seiner letzten Lebensjahre schweres Siechtum zu erdulden, aber dabei der treuen Pflege seiner Gefährtin sich zu erfreuen hatte, im Hinblick auf diese unwandelbare, nie ermattende Treue eine Nachdichtung des „armen Heinrich" versucht, jenes hohen Liedes von Frauentreue und weiblichem Opfermut.

Chamissos zwiespältiges Wesen zeigt sich aber am besten darin, daß er in seiner Stimmung schwankt zwischen sonniger Heiterkeit und tiefem Weh, daß er bald ein ungetrübt fröhlicher Humorist, bald ein schwermütiger Tragiker ist. Er ist wohl der Schöpfer, oder wenigstens der Fortbildner der humoristischen Romanze, aber durchaus nicht ein Humorist, der seine schöne Schöpfung durch „ätzende Schärfe" selbst verdirbt. Wie lieblich und niedlich sind seine Schilderungen kleiner Vorgänge und vorübergehender oder bleibender Stimmungen, wie etwa seine „Tragische Geschichte", „Recht empfindsam", „Der rechte Barbier", „Hans im Glück". Wer möchte aus solchen und ähnlichen Dichtungen, die ganz zum Volkseigentum geworden sind, etwas andres entnehmen, als echten Humor, der zwar der Zwillingsbruder des Ernstes, nicht aber der Schärfe und des Spottes ist.

Diese Mischung von Humor und Ernst findet sich bis in die letzte Zeit seines Lebens. Wenn auch damals häufig das Bewußtsein von dem baldigen Verlöschen seiner Lebensflamme, die Erkenntnis, daß die Kräfte ihre Dienste zu versagen drohten, zum Ausdruck gebracht wird, so erscheint doch mitten in diesen Darlegungen ein fröhliches Wort, ein trostreicher Scherz.

In dieser Dichterseele war eben auch Raum für den Ernst, das Tragische, ja geradezu das Grausige. Manchmal scheint er sich darin zu gefallen, die düsteren Bilder aus dem Volksleben, Blutrache und sonstige Gewalttätigkeiten, dem Leser vorzuführen, wie er im Leben schwankte, zwischen tollem Humor und drückendem Ernst. Denn seine Weltanschauung ist im ganzen trübe. Er, der schwere Zeiten durchgemacht hat, sieht schlimmere Zeiten kommen, und wenn er auch den einzelnen, mit besonderem Hinblick auf sich selbst, und den Völkern Zufriedenheit mit ihrem Lose predigt („Die Kreuzschau"), so kann er nicht frohgemut in die Zukunft blicken. In dieser traurigen Stimmung zweifelt er an seinem Dichterwert und fürchtet wirkungslos dahinzugehen; er vergleicht sich dem „alten Sänger" der in die Wüsten schreit. Nennt er sich einmal verwöhnt von dem Erfolg, so zeigt er sich öfters unzufrieden mit der Anerkennung, die er gefunden, und gibt, wie so viele Dichter, den bösen Kritikern Schuld an diesem Mißerfolge. Trotz alledem weiß er, daß er ein Dichter ist, und verkündet zum Beispiel in dem Gedichte „Nachhall" seinen Genossen die Pflichten ihres hohen Berufs. Er mahnt sie, ihrer großen Aufgabe eingedenk zu sein und sich niemals zu erniedrigen, mit Ernst und Strenge ihr Amt zu erfüllen und nur in geweihten Momenten der Poesie sich hinzugeben.

Das ist des Dichters Religion, die ihn stärkt und erhebt; der Kirchenglaube, in welchem viele trübangelegte Naturen einen Trost finden, vermag ihm diesen Trost nicht zu spenden. „Bin ich selber ein Christ, ich weiß es nicht", schreibt er in einem bereits angeführten Briefe. Er reimt wohl Bibelstellen, aber er schwankt, ob er dem Pharisäer oder dem Zöllner nachsprechen solle, er ist Katholik, aber er schreibt eine „Klage der Nonne", in welcher die Klagende die göttliche Vergebung besonders für die Blinden und Betörten erfleht, die an ihrem Unheil schuld sind. Er ist nicht ungläubig, aber er fühlt sich durch die Fesseln einer bestimmten Konfession beengt; er kann, wie jener jüdische Märtyrer, den er so schön geschildert hat, die drei

Güter „frei denken, sprechen, frei atmen Gottes Luft“ nicht entbehren; wir dürfen auch auf ihn anwenden, was er von jenem zu rühmen weiß:

> Er hat des Wortes Fesseln gesprengt mit Geisteskraft,
> Er hängt am Guten, Wahren, so recht mit Leidenschaft.

Und so, trotz aller Zwiespältigkeit seines Wesens, als ein ganzer einheitlicher Mensch steht er vor den Blicken der Nachwelt. Kein Heros und Pfadfinder, aber ein liebenswürdiger Kamerad und Gefährte. „Einen bessern findt man nit“, möchte man mit dem Liede ausrufen. Ein mannhafter Kämpfer, wo es not tat, ein behaglicher Träumer, ein stiller Denker. Unersetzbar als Freund, treu und herzlich als Liebender, als Vater mild und gütig. Die schlichte Einfachheit des Wesens, die Bescheidenheit trotz allen Ruhms, der ihm zuteil wurde, die Reinheit des Charakters sind selten in solchem Verein zu finden. Ein großer Dichter und ein guter Mensch, so steht er zu dauernder Erinnerung vor den Augen der Nachwelt.

Ende.

Bibliographische Notiz.

Die Quellen, die für die Biographie benutzt worden, sind zunächst Chamissos Briefe: 1. „Leben und Briefe von A. v. Chamisso", hrsg. von J. E. Hitzig, Leipzig 1839, auch als Band 5 und 6 der Werke, vermehrt von Palm. 2. Briefwechsel zwischen A. v. Chamisso und Ceres Duvernay in: „Briefe von Chamisso, Gneisenau" usw. Aus dem Nachlasse Varnhagens von Ense, Leipzig 1867, I, S. 135—188. 3. Briefe an seine Verwandten (französisch, wie die unter Nr. 2 erwähnten), benutzt und zum Teil ediert bei L. Fulda, „Chamisso und seine Zeit", Leipzig 1881. Außer diesen Briefsammlungen ist für unsre Darstellung benutzt: F. Bodenstedt, „Neues von und über Adelbert von Chamisso", Deutsche Revue, 3. Jahrgang 1. Band, Berlin 1879, S. 58—81; E. Koßmann, „Ungedruckte Briefe von A. v. Chamisso", Deutsche Dichtung 4 (1888) S. 301—306, 354—360; „Zum Schwabenstreich von 1836", daselbst 11, 1892, S. 275 fg. (die dort ausführlich erwähnte Abhandlung der Frankfurter Zeitung konnte ich mir nicht verschaffen); ungedruckte Briefe daselbst 12, S. 28 ff. 76 ff. 174 ff.; Briefe Gaudys daselbst 14, 147 fg. 177 ff. 202 ff. 225 ff.

„Das Schloß Boncourt", Deutsche Rundschau Bd. 75. — Die Abhandlung von du Bois-Reymond über Chamisso als Naturforscher (Deutsche Rundschau 1881) ist dem betreffenden Abschnitte zugrunde gelegt. — Von Biographien sind außer der Hitzigschen die von O. F. Walzel (Kürschners National-Literatur Bd. 148) zu Rate gezogen, sodann die von M. Koch (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur).

Viele handschriftliche Briefe von, an und über Chamisso, von denen in dieser Biographie gelegentlich Gebrauch gemacht wurde, sind aus der Varnhagenschen Sammlung der Königl. Bibliothek zu Berlin entnommen. Publiziert wurden früher in Sonderabhandlungen: „Aus Ad. v. Chamissos Berliner Frühzeit", Voss. Zeitung, Sonntagsbeilage 30—32, Juli, August 1902, „Chamissos Selbstbiographie und biographische Notizen über seinen Bruder", Frankfurter Zeitung 22. August 1902. „Ein Liebesroman Chamissos." Nach bisher ungedruckten Briefen, Reclams Universum 19. Jahrgang, Heft 1 und 2. Alle diese Vorarbeiten verwertet in meinem Buche: „Aus Chamissos Frühzeit". Berlin 1905.

Namen- und Sachregister.

(Die beigefügten Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.)

Biographie Adelbert von Chamissos.

Inhalt.

Miniatur-Ausgaben

in eleganten Ganzleinenbänden

aus

Reclams Universal-Bibliothek.

	Pf.
baelard u. Heloise, Briefwechsel	100
chleitner, Eisenbahnstreik	80
eschylos, Sämtliche Dramen	150
lbrecht, Abriß der römischen Literaturgeschichte	120
lbumblätter	60
lexis, Die Hosen des Herrn von Bredow	100
–, Cabanis. 2 Bde.	220
–, Der Roland von Berlin	175
–, Der Werwolf	120
–, Der falsche Woldemar. 2 Bde.	à 100
ndersen, Bilderbuch ohne Bilder	60
–, Glückspeter	60
–, Der Improvisator	120
–, Nur ein Geiger	120
–, Sämtliche Märchen. 2 Lnbde.	250
–, O. Z.	100
–, Sein oder Nichtsein	100
nschütz, Erinnerung. aus dessen Leben und Wirken	100
thologie, Griechische	120
pel u. Laun, Gespensterbuch	150
chenholtz, Geschichte d. Siebenjährigen Krieges	120
iosto, Rasender Roland. 2 Bde.	225
istoteles, Die Poetik	60
–, Verfassung von Athen	60
ndt, Erinnerungen	100
–, Gedichte	80
–, Wanderungen mit Stein	80

	Pf.
Arnim, Bettina von, Goethes Briefwechsel mit einem Kinde	150
Arnim-Brentano, Des Knaben Wunderhorn	175
Arnold, Die Leuchte Asiens	80
Augustinus, Bekenntnisse.	120
Balzac, Die Chouans	120
Bandlow, Stratenfegels. 5 Bände zus. in 1 Band	150
Bartels, Hebbel-Biographie	60
Basedows Vorstellung an Menschenfreunde	60
Beecher-Stowe, Onkel Toms Hütte	150
Beetschen, Flegeljahre der Liebe	60
Bell, Jane Eyre	150
Bellamy, Ein Rückblick	80
–, Dr. Heidenhoffs Wunderkur	60
–, Miß Ludingtons Schwester	80
Benzmann, Mod. deutsche Lyrik	150
–, — Mit Goldschnitt	200
Bérangers Lieder	80
Berges, Amerikana. Bd. 1—5 zus.	150
Bern, Deklamatorium	150
–, — Mit Goldschnitt	200
–, Deutsche Lyrik s. Goethes Tode	150
–, — Mit Goldschnitt	200
Bernhard, Die Glücklichen	60
Bier-Comment (Tascheneinband)	40
Biernatzki, Die Hallig	80
Binnenschiffahrtsgesetz	60
Bismarcks Reden. 13 Bände	à 100
Bleibtreu, Bei Jena u. a. Nov.	60

Blumauer, Aeneis 80
Blüthgen, Aus gärender Zeit . 120
Boëtius, Tröstungen d. Philos. 80
Bojardo, Verliebt. Roland. 2 Bde. 225
Boner, Der Edelstein 80
Börne, Skizzen u. Erzählungen 100
Börner, Raimund-Biographie . 60
Bötticher, Alfanzereien 60
—, Allerlei Schnick-Schnack . . 60
—, Allotria 60
—, Neue Allotria. (Illustriert) . 60
—, Weiteres Heiteres 60
—, Leichte Ware 60
Boy-Ed, Aus Tantalus Geschlecht 120
Boyesen, Faust-Kommentar . . 80
Brant, Narrenschiff 80
Bremer, Die Nachbarn 120
—, Friedrich, Musiklexikon . . . 175
Brendicke, Bilder aus der Geschichte der Leibesübungen . 80
Brentano, Heitere Geschichten. Bd. 1—5 150
Bret Harte, Gabriel Conroy . . 150
—, Californische Erzählungen. 2 Teile . . . . à 120
—, Geschichte einer Mine . . . 80
—, Thankful Blossom 60
Brillat-Savarin, Physiologie des Geschmacks 120
Brinckman, Kasper-Ohm un ick 80
Brugsch, Aus dem Morgenlande 80
Brümmer, Lexikon deutsch. Dichter bis Ende des 18. Jahrh. 150
—, Lexikon der deutschen Dichter des 19. Jahrhunderts. 2 Bde. 500
Buchanan, Der Deserteur . . . 120
Buddhas Leben und Wirken . 100
Buddhismus, Der 80

Bulwer, Eugen Aram 15
—, Nacht und Morgen 15
—, Pelham 15
—, Rienzi 15
—, Die letzten Tage v. Pompeji 15
Bürger, Gedichte 10
—, — Mit Goldschnitt 15
—, Münchhausens Abenteuer . 6
Bürgerl. Gesetzbuch. Tascheneinband 12
— — In eleg. Ganzleinenbd. 15
Burnett, Lord Fauntleroy . . . 8
Burns' Lieder und Balladen . 6
Busch, Gedichte 6
Byron, Briefe 10
—, Gefangene von Chillon. — Mazeppa 6
—, Der Gjaur 6
—, Der Korsar 6
—, Manfred 6
—, Ritter Harold 8
Calderon, Das Leben ein Traum 6
Camoes, Die Lusiaden 10
Carlyle, Über Helden, Heldenverehrung und das Heldenmütige in der Geschichte . . . 10
Cäsar, Der Bürgerkrieg . . . 8
— Der Gallische Krieg 10
Cervantes, Don Quijote. 2 Bde. 25
Chamisso, Gedichte 12
—, — Mit Goldschnitt 17
—, Peter Schlemihl . . . . . .
Chateaubriand, Atala. — René. — Der letzte Abencerrage. .
Chiavacci, Wiener Bilder . . .
Cholmondeley, Diana 1
Civilprozeßordnung. 10
Claudius' Ausgewählte Werke 1
Collins, Ohne Namen 1

	Pf.
ooper, Der letzte Mohikan	100
–, Der Spion	100
ornelius, Peter, Gedichte	60
mer, Holländische Novellen	150
raka, Vasantasênâ	80
idone, Wie ich z. mein. Frau kam	80
nte, Göttliche Komödie	150
–, Das Neue Leben	60
rwin, Die Abstammung des Menschen. 2 Bde. à	150
, Entstehung der Arten	175
udet, Briefe a. meiner Mühle	80
, Fromont jun. & Risler sen.	100
, Jack	175
, Künstler-Ehen	60
, Tartarin aus Tarascon	60
mer, Hafis	80
foe, Robinson Crusoe	80
nison, So'n Mann wie mein Mann	80
scartes, Methode des richtigen Vernunftgebrauchs	60
fauer, Götzendienst	100
mold, Randzeichnungen.—Anleitung zur Kunstkennerschaft	60
utscher Minnesang	80
— Mit Goldschnitt	120
ckens, Copperfield. 2 Leinenbde.	225
. Dombey & Sohn. 2 Bde. à	150
. Harte Zeiten	100
. Heimchen am Herde	60
. Der Kampf des Lebens	60
. Klein Dorrit. 2 Leinenbände	250
. Londoner Skizzen	120
. Martin Chuzzlewit. 2 Leinbde.	225
. Nikolas Nickelby. 2 Leinenbde.	225
. Oliver Twist	120
. Die Pickwickier. 2 Lnbde.	200

	Pf.
Dickens, Zwei Städte	120
—, Die Silvester-Glocken	60
—, Der Verwünschte	60
—, Der Weihnachtsabend	60
Dittrich, Tages-Chronik von 1870/71	80
Donnelly, Cäsars Denksäule	100
Dostojewskij, Memoiren aus einem Totenhaus	100
—, Schuld und Sühne	150
Droste-Hülshoff, Gedichte	120
—, — Mit Goldschnitt	175
Dufresne, Damespiel	80
—, Schachaufgaben. 4 Teile à	80
—, Schachmeisterpartien. 3 Teile à	80
—, Schachspiel	150
Dumas, Die drei Musketiere	175
—, Zwanzig Jahre später. 2 Bde.	250
Eberhard, Hanchen und die Küchlein	60
Eckermann, Gespräche m. Goethe	175
Eckstein, Der Besuch im Carcer	60
Edda. Deutsch von Wolzogen	120
v. Eichendorff, Gedichte	100
—, — Mit Goldschn.	150
—, Aus d. Leben e. Taugenichts	60
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Marmorbild. — Schloß Dürande	60
Ekkehard von St. Gallen, Das Waltharilied	60
Eliot, Adam Bede	175
—, Die Mühle am Floß	175
Emerson, Essays	80
—, Repräsentanten des Menschengeschlechts	80
Eötvös, Der Dorfnotar	150
Epiktets Handbüchlein d. Moral	60
Erckmann-Chatrian, Geschichte eines Anno 1813 Konskribierten	80

	Pf.
Erckmann-Chatrian, Waterloo	80
Eulenspiegel	80
Euler, Algebra	120
Ferry, Der Waldläufer. 2 Bde.	225
Feth, Gedichte	60
Feuchtersleben, Diätetik d. Seele	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Feuerbach, Wesen d. Christentums	150
Feuerwehrliederb. (Taschenеinbd.)	40
Fichte, Bestimmung d. Menschen	80
—, Reden an die deutsche Nation	80
Fielding, Tom Jones. 2 Bde.	225
Fischart, Die Flohhatz	60
Flaubert, Salambo	120
Fleming, Ausgewählte Dichtungen	80
Flygare-Carlen, Rose von Tistelö	150
Fofanow, Gedichte	60
Forster, Ansichten vom Niederrhein. 3 Teile. Zus. geb.	175
Fouqué, Undine	60
Franklins Leben	80
Französische Lyrik	150
—, — Mit Goldschnitt	200
Freidanks Bescheidenheit	80
Freiligrath, Gedichte	80
—, — Mit Goldschnitt	120
Freiwillige Gerichtsbarkeit	60
Frenzel, Das Abenteuer	60
—, Der Hausfreund	60
—, Die Uhr	60
Freund, Rätselschatz	150
Fried, Lexikon deutscher Zitate	100
—, Lexikon fremdsprachl. Zitate	100
Friedrichs des Großen ausgewählte Briefe	120
Fritze, Indische Sprüche	60
Gaedertz, Fritz Reuter-Biogr.	80
Gallet, Kapitän Satan	120

	P
Gaudy, Schneidergesell	6
—, Venezianische Novellen	10
Geijer, Gedichte	6
Gellert, Fabeln u. Erzählungen	8
—, Oden und Lieder	6
George, Fortschritt und Armut	15
Gerhardts geistliche Lieder	10
Gerichtskostenwesen	6
Gerichtsverfassungsgesetz	6
Gerstäcker, Unter dem Äquator	15
—, Flußpiraten des Mississippi	15
—, Die Regulatoren in Arkansas	15
Geschäftsordnung f. d. deutschen Reichstag und Diätengesetz	6
Gewerbegerichtsgesetz	6
Gewerbeordnung, Deutsche	8
Gewerbeunfallversicherungsges.	8
Gilm, Gedichte	12
Girschner, Musikal. Aphorismen	6
—, — Mit Goldschn.	12
Gleim, Ausgewählte Werke	8
Glümer, Schröder-Devrient	8
Gobineau, Asiatische Novellen	8
—, Reisefrüchte	8
—, Die Renaissance	15
—, Die Tänzerin von Schemacha	6
Goethe, Egmont	6
—, Faust. 2 Teile in 1 Band	8
—, — Mit Goldschnitt	1[illegible]
—, Gedichte. In Halbleinenbd.	[illegible]
—, — Mit Goldschnitt	1[illegible]
—, Götz von Berlichingen	[illegible]
—, Hermann und Dorothea	[illegible]
—, Iphigenie auf Tauris	[illegible]
—, Dramatische Meisterwerke. (Götz von Berlichingen. Egmont. Iphigenie auf Tauris. Tasso)	1[illegible]
—, Reineke Fuchs	[illegible]

	Pf.
Goethe, Torquato Tasso . . .	60
—, Werthers Leiden	60
—, Briefe an Frau Charlotte von Stein	175
— u. Zelter, Briefwechsel. 3 Bde. à	150
Goethe-Schillers Xenien	80
Goethes Mutter, Briefe	100
Goldsmith, Der Landprediger von Wakefield	80
Gottfried v. Straßburg, Tristan und Isolde	175
Gotthelf, Uli der Knecht	100
—, Uli der Pächter	120
Gottschall, H., Schachaufgaben	80
—, R., Grabbe-Biographie . .	60
—, Lenau-Biographie	60
—, Schiller-Biographie	80
—, Die Rose vom Kaukasus .	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Gracians Handorakel	80
Grillparzer, Gedichte	80
—, — Mit Goldschnitt	120
Grimm, Brüder, 50 Märchen. (Mit 12 Bildern)	80
—, Sämtl. Märchen. 1. u. 2. Bd.	175
—, — 3. Bd. . .	150
—, M., Aus der Kinderstube .	60
Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplicissimus . .	150
Grosse, Novellen des Architekten	60
Grossi, Marco Visconti	120
Grün, Anastasius, Gedichte . .	80
—, — Mit Goldschnitt	120
Grundbuchordnung	60
Gruppe, O. F., Gedichte	80
Gudrun. Deutsch von Junghans.	80
Gundlach, Französische Lyrik .	150
—, — Mit Goldschnitt	200
—, 1000 Schnadahüpfln	80
Günther, Gedichte	80
Haarhaus, Goethe-Biographie	100
Habberton, Allerhand Leute . .	80
—, Frau Marburgs Zwillinge	60
—, Andrer Leute Kinder	100
—, Helenes Kinderchen	80
— Beide Werke in 1 Bd. m. Goldschn.	200
Haek, Phantasie- u. Lebensbilder	60
Hagedorn, Poetische Werke . . .	100
Hals oder Peinliche Gerichtsordnung	60
Hamm, Wilhelm, Gedichte . . .	60
Hammer, Schau um dich . . .	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Handelsgesetzbuch	80
Hartmann, Krieg um den Wald	80
Hartmann v. Aue, Gregorius .	60
—, Der arme Heinrich	60
Hauff, Die Bettlerin	60
—, Lichtenstein	100
—, — Mit Goldschnitt	150
—, Der Mann im Monde . . .	80
—, Märchen	100
—, Memoiren des Satan . . .	100
—, Phantasien	60
Hebbel, Gedichte	120
—, — Mit Goldschnitt	175
—, Die Nibelungen	80
Hebel, Allemannische Gedichte .	60
—, Schatzkästlein	80
Hegel, Philosophie der Geschichte	150
Heiberg, Die Andere. — Einmal im Himmel	80
Heine, Atta Troll. — Deutschland	60
—, Buch der Lieder	80
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Neue Gedichte	60
—, Die Harzreise	60
—, Romanzero	60

	Pf.
Heliand	80
Helmer, Prinz Rosa-Stramin	60
Herbart, Allgemeine Pädagogik	80
—, Pädagogische Vorlesungen	80
Herder, Der Cid	60
—, Schulreden	80
—, Stimmen der Völker	100
Hermannsthal, Ghaselen	60
Herodotos Geschichten. 2 Bände	200
Herrig, Gesamm. Aufsätze über Schopenhauer	60
Hertz, König Renés Tochter	60
Hertzka, Reise nach Freiland	80
Heyden, Das Wort der Frau	60
Heyse, Paul, Zwei Gefangene	60
Hilfsbuch, engl.-franz.-deutsches	150
Hiob, Das Buch	100
Hippel, Über die Ehe	80
Hitopadesa	100
Hocking, Im Kampfe mit dem Schicksal	100
Hoffmann, Elixiere des Teufels	100
—, Kater Murr	120
—, Klein Zaches	60
Hoffmann v. Fallersleben, Ausgewählte Gedichte	80
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Kinderlieder	60
Hölderlin, Gedichte	60
Holtei, Der letzte Komödiant	175
Hölty, Gedichte	60
Homer, Werke. Von Voß (Ilias, Odyssee)	150
—, Ilias	100
—, Odyssee	100
Hopfen, Der Böswirt	60
—, Mein Onkel Don Juan	120

	Pf.
Horaz Werke. Von Voß	80
Hufeland, Makrobiotik	120
Hugo, Victor, Notre-Dame	175
Humboldt, A. v., Ansichten der Natur	100
—, Wilh. von, Briefe an eine Freundin	150
Hunt, Leigh, Liebesmär von Rimini. Deutsch v. Meerheimb	60
Hutten, Gesprächbüchlein	80
Jacobsen, Niels Lyhne	80
—, Sechs Novellen	60
Jahn, Deutsches Volkstum	80
—, Kleine Schriften	80
— u. Eiselen, Deutsche Turnkunst	80
Japanische Novellen u. Gedichte	60
Ibsen, Brand	80
—, Gedichte	60
—, Gesammelte Werke in 4 Bdb. à	150
Jean Paul, Flegeljahre	120
—, Hesperus. 2 Leinenbde.	200
—, Immergrün ꝛc.	60
—, Der Jubelsenior	80
—, Dr. Katzenberger	80
—, Der Komet	120
—, Levana	100
—, Quintus Fixlein	80
—, Siebenkäs	120
—, Titan. 2 Leinenbände	225
Jensen, Die Erbin von Helmstede	100
—, Hunnenblut	60
Jerome, Die müßigen Gedanken eines Müßigen	80
Jerrold, Frau Kaudels Gardinenpredigten	80
Immermann, Die Epigonen	150
—, Münchhausen	175
—, Der Oberhof	100

	Pf.
Immermann, Tristan u. Isolde	100
—, Tulifäntchen	60
Invalidenversicherungsgesetz	60
Joëls Kochbuch	120
Jókai, Die Dame mit den Meeraugen	100
—, Schwarze Diamanten	150
—, Ein Goldmensch	150
—, Ein ungarischer Nabob	150
—, Gold. Zeit in Siebenbürgen	100
—, Die Táblabirós	120
—, Traurige Tage	100
—, Zoltán Karpáthi	150
Irving, Alhambra	100
—, Skizzenbuch	120
Jugenderinnerungen eines alten Mannes	150
Jugendliederbuch (Tascheneinband)	40
Junggesellenbrevier	60
Jung-Stillings Lebensgeschichte	150
Kalidasa, Sakuntala	60
Kant, Zum ewigen Frieden	60
— Grundlegung zur Metaphysik der Sitten	60
—, Kritik der Urteilskraft	120
—, Kritik der prakt. Vernunft	80
—, Kritik der reinen Vernunft	150
—, Von der Macht des Gemüts	60
—, Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels	80
—, Prolegomena	80
—, Die Religion	80
—, Streit der Fakultäten	60
—, Träume eines Geistersehers	60
Kartenspiele. Bd. I u. II . . . à	60
Kaufmannsgerichte	60

	Pf.
Kellen, Bienenbuch	60
Kennan, Russische Gefängnisse	60
—, Sibirien. 3 Teile	150
—, Zeltleben in Sibirien	100
Kerner, Gedichte	80
—, Die Seherin von Prevorst	150
Kiesgen, Kleist-Biographie	60
Kleist, E. Chr. v., Werke	60
Klepp, Lehrbuch d. Photographie	80
Klopstock, Messias	120
—, Oden und Epigramme	100
Knigge, Umgang mit Menschen	100
Köhler, Englisches Wörterbuch	150
—, Französisches Wörterbuch	150
—, Italienisches Wörterbuch	150
—, Fremdwörterbuch	100
—, Br., Trachtenkunde. 2 Bde.	400
Kolzow, Gedichte	60
Kommersbuch (Tascheneinband)	40
Kommers- u. Studentenliederbuch in 1 Band	60
Konkursordnung	60
Konrad, Das Rolandslied	120
Kopisch, Gedichte	100
Koran, Der	150
Körner, Leier und Schwert	60
—, Zriny	60
Korolenko, Der blinde Musiker	60
— Sibirische Novellen	80
Kortum, Die Jobsiade	100
Kosegarten, Jucunde	60
Krankenversicherungsgesetz	80
Kröger, Wohnung des Glücks	60
Krummacher, Parabeln	100
Kugler, Geschichte Friedrichs des Großen	150
Kürnberger, Der Amerikamüde	150

	Pf.
Lafontaines Fabeln	100
Lagerlöf, Gösta Berling	120
—, Eine Gutsgeschichte	80
Lamartine, Dichtungen	60
—, Graziella	60
Lambeck, Engl.-franz.-deutsches Hilfsbuch	150
Lange, Geschichte des Materialismus. 2 Bde. à	175
Lavater, Worte des Herzens	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Leffler, Sonja Kovalevsky	80
Lehmann, Fludyer in Cambridge	80
Leibniz, Kleinere philos. Schriften	100
—, Die Theodicee. 2 Bde.	225
Lenau, Die Albigenser	60
—, Faust	60
—, Gedichte	100
—, — Mit Goldschnitt	150
—, Savonarola	60
Lenk, Geschichte der Buren (1652 bis 1899)	150
Lennig, Etwas zum Lachen	60
Lenz, Militärische Humoresken	120
Lermontow, Gedichte	60
—, Ein Held unsrer Zeit	80
Lesage, Gil Blas	175
Lessing, Dramat. Meisterwerke. (Nathan der Weise. Emilia Galotti. Minna von Barnhelm)	80
—, Emilia Galotti	60
—, Laokoon	60
—, Minna von Barnhelm	60
—, Nathan der Weise	60
Lichtenberg, Ausgew. Schriften	120
Lichtstrahlen aus dem Talmud	60
Lie, Die Familie auf Gilje	80
—, Ein Mahlstrom	80
—, Der Dreimaster „Zukunft"	80
Liebesbrevier	60

	Pf.
Liebmann, Christliche Symbolik	80
Lingg, Byzantinische Novellen	60
Linguet, Die Bastille	150
Livius, Röm. Geschichte. 4 Bde. à	150
Locke, Über den menschlichen Verstand. 2 Bde. à	150
Lohengrin, Deutsch v. Junghans	80
Lombroso, Genie und Irrsinn	120
—, Handbuch der Graphologie	150
Longfellow, Evangeline	60
—, Gedichte	60
—, Hiawatha	80
—, Miles Standish	60
Loti, Die Islandfischer	80
Lucrez, Von der Natur der Dinge	100
Ludwig, Die Heiterethei	100
—, Zwischen Himmel und Erde	80
Ludwig I. von Bayern, Gedichte	80
Luther, Sendbrief v. Dolmetschen	60
—, Tischreden	120
Lyrik, Deutsche, seit Goethes Tode	150
—, — Mit Goldschnitt	200
—, Moderne Deutsche	150
—, — Mit Goldschnitt	200
Machiavelli, Buch vom Fürsten	80
Madách, Tragödie des Menschen	80
Mahlmann, Gedichte	60
Maikow, Gedichte	60
Manzoni, Die Verlobten. 2 Bde.	200
Marc Aurels Selbstbetrachtungen	80
Marryat, Japhet	120
— Peter Simpel	150
Martials Gedichte	60
Mathesius, Luthers Leben	120
Matthisson, Gedichte	60
Meerheimb, Psychodram. 2 Bde. à	60
Mehring, Deutsche Verslehre	100
—, Ungebundenes in geb. Form	60

	Pf.
Meißner, Aus d. Papieren eines Polizeikommissärs. I–V	150
Mendelssohn, Phädon	60
Mendheim, Uhland-Biographie	60
Meyer, Auf der Sternwarte	60
Meyr, Regine	80
Michelet, Die Frau	100
—, Die Liebe	100
Mickiewicz, Balladen	60
Mieses, Schachmeisterpartien. 2 Teile à	80
Mignet, Geschichte der französischen Revolution	150
Mill, Über Freiheit	80
Milton, Das verlorene Paradies	80
Möbius, Das Nervensystem	60
Moltke, Die beiden Freunde	60
Montesquieu, Persische Briefe	120
Moore, Irische Melodien	60
—, Lalla Rukh	80
Moreto, Donna Diana	60
Mörike, Gedichte	80
—, Mozart auf d. Reise nach Prag	60
Moritz, Anton Reiser	120
—, Götterlehre	120
Möser, Patriotische Phantasien	80
Mügge, Der Vogt von Sylt	100
Muellenbach, Waldmann und Zampa und andere Novellen	60
Müller, Curt, Hexenaberglaube	80
—, Wilh., Gedichte	120
—, — Mit Goldschnitt	175
Müllner, Dramatische Werke	150
Murger, Zigeunerleben	120
Murner, Narrenbeschwörung	100
Musäos, Hero und Leander	60
Mutterherz, Das	60
Nadler, Fröhlich Palz, Gott erhalts!	80
Nadson, Gedichte	60
Namenbuch	80
Nathusius, Elisabeth	150
—, Tagebuch eines armen Fräuleins	60
Nekrassow, Gedichte	60
—, Wer lebt glücklich in Rußland?	100
Nepos' Biographien	80
Nettelbecks Lebensbeschreibung	150
Neumann, Nur Jehan	60
Nibelungenlied	120
Nikitin, Gedichte	60
Nirwana	60
Noël, Kleines Volk	60
Nohl, Musikgeschichte	100
Novalis, Gedichte	60
Ohnet, Sergius Panin	100
Oesterreichisches Bürgerliches Gesetzbuch	150
— Civilprozeßordnung	150
— Exekutionsordnung	150
— Gerichtsorganisationsgesetz	80
— Personalsteuergesetz	100
— Vollzugsvorschrift z. Personalsteuergesetz. 1. Hauptstück	120
2. u. 3. Hauptstück	100
4.—6. Hauptstück	100
1.—6. Hauptstück zusammen in 1 Band	250
Ossig, Spanisches Taschen-Wörterbuch	150
Oswald von Wolkenstein, Dichtungen	80
Ouida, Fürstin Zouroff	80
Ovid, Heroiden	80
—, Verwandlungen	80
Parreidt, Zähne u. ihre Pflege	60
Pascal, Gedanken	100

	Pf.
Rousseau, Bekenntnisse. 2 Bde.	225
—, Emil. 2 Bde.	225
—, Gesellschaftsvertrag	80
—, Die neue Heloise. 2 Bde.	225
Rückert, Gedichte	80
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Gedichte für die Jugend	80
—, Liebesfrühling	80
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Weisheit des Brahmanen	150
Rumohr, Geist der Kochkunst	120
Runeberg, Fähnrich Stahl	80
Ruppius, Der Pedlar	100
—, Vermächtnis des Pedlars	100
Ruskin, Vorlesungen über Kunst	80
Ruth, Das Buch	60
Rützebeck, Dänischer Sommer	80
Saar, Ginevra. – Die Troglodytin	60
Sachs, Hans, Poetische Werke. 2 Bände à	80
—, Dramatische Werke. 2 Bde. à	80
Sachsen-Spiegel	80
St. Pierre, Paul und Virginie	60
Salis-Seewis, Gedichte	60
Sallet, Gedichte	100
—, Laien-Evangelium	100
Sallust, Der Jugurthinische Krieg	60
Sallwürk, Mörike-Biographie	60
Salzmann, Ameisenbüchlein	60
—, Der Himmel auf Erden	80
—, Krebsbüchlein	80
Saphir, Deklamationsgedichte	100
Sarcey, Belagerung von Paris	100
Schaumberger, Im Hirtenhaus	80
Schefer, Laienbrevier	100
—, — Mit Goldschnitt	150
Schenkendorf, Gedichte	100
Scherr, Das rote Quartal	60
Schiller, Braut von Messina	60
Schiller, Don Carlos	60
—, Gedichte. Halbleinwdbd.	60
—, — Mit Goldschnitt	100
—, Jungfrau von Orleans	60
—, Maria Stuart	60
— Die Räuber	60
—, Wilhelm Tell	60
—, Wallenstein. 2 Teile	80
Schiller u. Goethe, Briefwechsel. 3 Bände à	100
Schleiermacher, Monologen	60
—, Weihnachtsfeier	60
Schmied-Kufahl, Fechtbüchlein. (Illustriert)	100
Schnadahüpfln, Tausend	80
Schöne, Lehr- und Flegeljahre eines alten Schauspielers	80
Schönthan, F. v., Der General	60
—, P. v., Kindermund	60
—, Der Kuß	60
Schopenhauer, A., Sämtliche Werke. 6 Bände à	150
—, Briefe	150
—, Einleitung in die Philosophie nebst Abhandlungen 2c.	80
—, Gracians Handorakel	80
—, Neue Paralipomena	150
—, Philosophische Anmerkungen	80
Schubart, Gedichte	120
Schücking, Die Rheider Burg	100
Schulze, Die bezauberte Rose	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Schumann, Ges. Schriften über Musik u. Musiker. 3 Bde. in 1 Bd.	175
Schwab, Gedichte	150
—, — Mit Goldschnitt	200
—, Die deutschen Volksbücher	200
Schwegler, Geschichte der Philosophie	150
Schweizer Bundesverfassung	60
Scott, Braut von Lammermoor	100
—, Der Herr der Inseln	60
—, Ivanhoe	120
—, Die Jungfrau vom See	80

	Pf.
Scott, Kenilworth	120
—, Letzten Minnesängers Sang	60
—, Quentin Durward	150
—, Waverley	150
Sealsfield, Das Kajütenbuch	100
Seidl, Ausgewählte Dichtungen. Bd. 1–3 zus.	100
Seneca, Ausgewählte Schriften	100
—, Fünfzig ausgewählte Briefe	80
Seume, Gedichte	100
—, Spaziergang nach Syrakus	100
Shelley, Entfesselte Prometheus	80
—, Feenkönigin	60
Sienkiewicz, Quo vadis?	175
—, Zersplittert	80
Silberstein, Trutz-Nachtigall	60
Smiles, Der Charakter	100
—, Die Pflicht	120
—, Selbsthilfe	100
Soldatenliederbuch (Tascheneinbd.)	40
Sophokles, Sämtliche Dramen	150
Spee, Trutznachtigall	100
Spielhagen, Alles fließt	60
—, Dorfkokette	60
—, Was die Schwalbe sang	100
Spindler, Der Jesuit	120
—, Der Jude	175
Spinoza, Briefwechsel	100
—, Die Ethik	120
—, Der politische Traktat	80
—, Der theologisch-politische Traktat	120
—, Vervollkommnung d. Verstandes	60
Spitta, Psalter und Harfe	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Spurgeon, Geistesstrahlen	200
Staël, Corinna oder Italien	150
—, Über Deutschland. 2 Bde.	225
Stanley, Wie ich Livingstone fand	150
Stein, v., Goethe und Schiller	60
Stelzhamer, Ausgew. Dichtungen	80

	Pf.
Steputat, Deutsches Reimlexikon	80
Stern, Glück in Versailles. – Nanon	60
Sterne, Empfindsame Reise	60
—, Tristram Shandy	150
Stevenson, Die Schatzinsel	100
— u. Osbourne, Schiffbruch	120
Stifter, Bergkristall. — Brigitta	60
—, Der Hochwald	60
Stirner, Der Einzige und sein Eigentum	120
Strachwitz, Gedichte	80
Strafgesetzbuch f. d. Deutsche Reich	60
Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich	80
Streicher, Schillers Flucht	80
Striegler, Das deutsche Turnen	80
Strindberg, Die Leute auf Hemsö	80
Strodtmann, Gedichte. Goldschnitt	120
Studentenliederbuch (Tascheneinbd.)	40
Swift, Gullivers Reisen	120
Tacitus, Die Annalen	120
—, Die Germania	60
—, Die Historien	100
Tagebuch eines bösen Buben	80
Taschen-Wörterbücher:	
— Englisches	150
— Französisches	150
— Italienisches	150
— Spanisches	150
— Englisch-französisch-deutsches Hilfsbuch	150
— Fremdwörterbuch	100
— Deutsches Wörterbuch	100
Tasso, Befreites Jerusalem	120
Taubert, Die Niobide	60
Tausend und eine Nacht. 8 Bde. à	150
Tegnér, Abendmahlskinder	60
—, Axel	60
—, Frithjofs-Sage	80
—, — Mit Goldschnitt	120

	Pf.
Telmann, In Reichenhall	60
Tennyson, Enoch Arden	60
—, Königsidyllen	80
Testament, Neues. [Übersetzt von C. Stage.]	150
Tetzner, Deutsche Geschichte in Liedern	150
—, Namenbuch	80
—, Deutsches Sprichwörterbuch	150
—, Deutsches Wörterbuch	100
—, Wörterbuch sinnverwandter Ausdrücke	150
—, Wörterverzeichnis zur deutschen Rechtschreibung. (Tascheneinband)	40
Thackeray, Der Jahrmarkt des Lebens. 2 Bde.	225
—, Das Snobsbuch	100
Theokrits Gedichte. Von Voß	60
Thukydides, Der peloponnesische Krieg	175
Thümmel, Wilhelmine	60
Tiedge, Urania	60
Tillier, Belle-Plante u. Cornelius	80
—, Mein Onkel Benjamin	80
Tjutschew, Gedichte	60
Tolstoj, Alexei, Gedichte	60
—, Leo, Anna Karenina. 2 Bde.	250
—, Auferstehung. I. u. II. Bd. zusammen	150
—, Evangelium	80
— Zwei Husaren	60
—, Die Kosaken	80
—, Krieg und Frieden. 2 Bde.	250
—, Volkserzählungen	80
Trenck, Friedr. von der, Lebensgeschichte	80
Tschabuschnigg, Sonnenwende	60
Tschudi, Kaiserin Elisabeth	80
—, Kaiserin Eugenie	80
—, Königin Maria Sophia von Neapel	80
—, Marie Antoinettes Jugend	80
Tschudi, Marie Antoinette und die Revolution	120
—, Napoleons Mutter	80
Turgenjew, Dunst	80
—, Frühlingswogen	80
—, Gedichte in Prosa	60
—, Die neue Generation	120
—, Erste Liebe	60
—, Memoiren eines Jägers	100
—, Väter und Söhne	100
Turnerliederbuch (Tascheneinband)	40
Uhland, Dramatische Dichtungen	60
—, Gedichte	80
—, — Mit Goldschnitt	150
Unfallversicherungsgesetze	100
Unlauterer Wettbewerb	60
Usteri, De Vikari	80
Varnhagen, Fürst Leopold	80
Verfassung des Deutschen Reichs	60
Verfassungsurkunde für d. preußischen Staat	60
Vergils Aeneide. Von Voß	80
—, Ländliche Gedichte	60
Verlags- und Urheberrecht	60
Villinger, Die Sünde des heiligen Johannes und andre Novellen	60
Vix, Die Totenbestattung	80
Volney, Die Ruinen	100
Voltaire, Geschichte Karls XII.	100
Voneisen, Albumblätter	60
—, Junggesellenbrevier	60
—, Kunterbunt	60
—, Liebesbrevier	60
—, Das Mutterherz	60
—, Nirwana	60
Voß, Idyllen und Lieder	60
—, Luise	60
—, d. J., Goethe und Schiller in Briefen	80
Vrchlicky, Gedichte	80

	Pf.
Waiblinger, Gedichte a. Italien	100
Waldmüller, Walpra	60
Waldow, Wera	80
Wallace, Ben Hur. 2 Bände à	100
Walther von der Vogelweide, Sämtliche Gedichte	80
Weber, Ausgewählte Schriften	80
Wechselordnung, Allg. Deutsche	60
Weddigen, Geistliche Oden	60
Weiser, Jesus. Teil 1–4 zus.	120
Westkirch, Diebe	60
—, Die Gletschermühle	60
—, Recht der Liebe u. 2 and. Nov.	60
—, Urschels Fundgut	60
Whitman, Grashalme	80
Wichert, Am Strande	60
—, Für tot erklärt	60
—, Eine Geige. — Drei Weihnachten	60
—, Nur Wahrheit. — Sie verlangt ihre Strafe	60
—, Die gnädige Frau von Paretz. Höchst eleg. mit Goldschnitt	120
Wieland, Die Abderiten	100
—, Oberon	80
Wilde, Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading. Mit Goldschnitt	120
Winter, Ohne Fehl	100

	Pf.
Wiseman, Fabiola	120
Witschel, Morgen- u. Abendopfer	80
—, — Mit Goldschnitt	120
Wolff, Allgemeine Musiklehre	60
—, Elementar-Gesanglehre	60
Wolfram von Eschenbach, Parzival. 2 Bde.	225
Württemberg, Alex. Graf von, Sämtliche Gedichte	100
Xenophon, Anabasis	80
—, Erinnerungen an Sokrates	80
—, Griechische Geschichte	100
Zaleski, Die heilige Familie	60
Zedlitz, Gedichte	80
—, Waldfräulein	60
Zipper, Grillparzer-Biographie	60
—, Körner-Biographie	60
Zittel, Entstehung der Bibel	80
Zobeltitz, König Pharaos Tochter	60
Zola, Das Fest in Coqueville und andere Novellen	80
—, Germinal	150
—, Sturm auf die Mühle u. a. N.	80
Zschokke, Alamontade	80
Zwangsversteigerungsgesetz	60

Durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger
Philipp Reclam jun. in Leipzig gratis zu beziehen

Verzeichnisse der Universal-Bibliothek:

Prospekt A in Folio alphabetisch nach den Autoren geordnet.

Prospekt B 8° geheftet nach den Materien geordnet.

Prospekt C 8° geheftet nach Literaturen geordnet.

Verzeichnis der Bühnenstücke aus der Univ.-Bibl. mit Angabe der „Besetzung" und des „Theatervertriebes".

Verzeichnis der Musikliteratur aus der Univ.-Bibl.

Verzeichnis über Reiselektüre aus der Univ.-Bibl.

G. E. Lessings poetische und dramatische Werke. Mit dem Bildnis des Dichters. In 1 eleg. Ganzleinenband 1.50 Mk. In 1 eleg. Halbfranzband 2.50 Mk.

Longfellows sämtliche poetische Werke. Übersetzt und mit Einleitung versehen von Hermann Simon. Mit dem Bildnis des Dichters. In 2 eleg. Ganzleinenbänden 4.20 Mk.

Otto Ludwigs ausgewählte Werke. Herausg. u. mit Einleit. versehen v. E. Brausewetter. Mit dem Bildnis des Dichters. 2 Bände in 1 eleg. Ganzleinenband 2 Mk. 2 Bände in 1 eleg. Halbfranzband 3 Mk.

Miltons poetische Werke. Übersetzt und mit Einleitung versehen von Adolf Böttger. Mit dem Bildnis des Dichters. In eleg. Ganzleinenband 2.25 Mk.

Molières sämtliche Werke. Herausgegeben von E. Schröder mit Einleitung von Prof. Dr. H. Th. Rötscher. Mit dem Bildnis des Dichters. In 2 eleg. Ganzleinenbänden 4.20 Mk.

Eduard Mörikes sämtliche Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Prof. Dr. Edm. v. Sallwürk. Mit 2 Bildnissen. In 2 eleg. Ganzleinenbänden 3.50 Mk.

Fritz Reuters sämtliche Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Prof. Dr. Karl Th. Gaedertz. Mit zahlreichen Abbildungen. 12 Bände in 4 eleg. Ganzleinenbänden 6 Mk. 12 Bände in 4 eleg. Halbfranzbänden 10 Mk.

— **sämtliche Werke. Numerierte Büttenausgabe** in 12 Bänden brosch. 25 Mk. — In 12 ff. Halbfranzbänden 50 Mk.

— **ausgewählte Werke.** Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Prof. Dr. Karl Th. Gaedertz. Mit zahlreichen Abbildungen. 6 Bände in 2 eleg. Ganzleinenbänden 3.50 Mk.

Friedrich Rückerts ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Ph. Stein. Mit dem Bildnis des Dichters. 6 Bände in 3 eleg. Ganzleinenbänden 6 Mk. 6 Bände in 3 eleg. Halbfranzbänden 9 Mk.

Fr. v. Schillers sämtliche Werke. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. J. Wychgram. Mit dem Bildnis des Dichters. 12 Bände in 3 eleg. Halbleinenbänden 4.50 Mk. 12 Bände in 4 eleg. Ganzleinenbänden 6 Mk. 12 Bände in 4 eleg. Halbfranzbänden 6 Mk. 12 Bände in 4 eleg. Halbfranzbänden 10 Mk.

William Shakespeares sämtliche dramatische Werke. Übersetzt von Schlegel, Benda u. Voß. Mit dem Bildnis des Dichters. In 3 eleg. Ganzleinenbänd. 6 Mk. In 3 eleg. Halbfranzbänd. 9 Mk.

Adalbert Stifters ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit Einleit. versehen v. Rudolf Kleinecke. Mit d. Bildnis des Dichters. In 2 eleg. Ganzleinenbänden 4 Mk. In 2 eleg. Halbfranzbänden 6 Mk.

Ludwig Uhlands gesammelte Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von F. Brandes. Mit dem Bildnis des Dichters. In 2 eleg. Ganzleinenbänden 3 Mk. In 2 eleg. Halbfranzbänden 5 Mk.

